

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---|-------|
| Entwürfe. IV. | 211 |
| Der Friedenspalast. Von Franz Servus | 231 |
| Blößen. Von Samuel Saenger | 234 |
| Chobotwiedel als Zeichner. Von Wolfgang von Heilingen | 241 |
| Die rosenrote Magge. Von Frieda Frein von Bäfow | 247 |
| Reichsbanknote. Von Leben | 248 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kueifer** ist ges. geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg., v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Stige sind eins. Beseitigt Sehschwäche durch **korrekte stabile Zentrierung**; lebhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kueifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132, 3 Min. v. Potsdamerpl.** Man achte genau auf Firma. Komplettes Werkzeuge mit beson. Absperrgläser und Polierstein, welche durch spezielle Korrekturen herstellbar sind und sich verschiedenen Augen individuell angepasst wurden.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinstefreie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.- an, mit Pension von Mk. 10.- an.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGS DORF**

(nur Sand-Strand)

„**KURHAUS**“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubauart, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glassalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. franzö. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Inseratens-Annahme für **„Die Zukunft“** durch den Verlag der **Zukunft** Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Erweiterungen.





Berlin, den 10. November 1906.

Enthüllungen.

IV. *)

Getretener Quark.

In Folge des alten, unverföhnlichen Krieges, den überall und immerdar „Unfähigkeit und Dummheit gegen Geist und Verstand führt (sie durch Legionen, er durch Einzelne vertreten), hat Jeder, der das Werthvolle und Gute bringt, einen schweren Kampf zu bestehen: gegen Unverstand, Stumpf-sinn, verdorbenen Geschmack, Privatinteressen und Neid, alle in würdiger Alliance, ähnlich der, von welcher Chamfort sagt: En examinant la ligue des sots contre les gens d'esprit, en croirait voir une conjuration de valets pour écarter les maîtres.“ Daß dieser schopenhauerische „Aphorismus zur Lebensweisheit“ nicht übertreibt, hat Bismarck öfter als andere Menschen hohen Buchses erfahren; und erfährt es, als Ueberlebender, noch heute. Daß er eine Dynastie gründen, die Hohenzollern ins Dunkel drängen, dem Haus Oesterreich die Treue brechen und sich mit Haut und Haar Rußland verschreiben, als ein neuer Busiris das Volk meheln wollte: Das Alles und manches Andere ist unwiderleglich als falsch erwiesen. Thut nichts. Der Riese soll und muß verbrannt werden oder im Schandpfuhl ersticken. Neue Scheite werden geschichtet, neuer Klatsch wird, neue Verleumdung auf den Markt geschleppt; hundertmal beschnüffelter Drei noch einmal beleckt. Jrgendwer hat von dem Geheimrath Heinrich Geffken (der nun zehn Jahre, fünf Monate und zehn Tage tot ist und dem man den letzten Schlaf des Gerechten gönnen dürfte) gehört, der erste Kanzler habe die Absicht gehabt, den ihm unbequemen Kron-

*) Z. „Zukunft“ vom 13., 20., 27. October und 3. November 1906.

prinzen Friedrich Wilhelm in Preußen (und also auch im Reich) von der Thronfolge auszuschließen. Schon als Lebender war Gessken für die Kronzeugenrolle nicht zu brauchen. Der Befangenheit allzu verdächtig. Ihn hat der Zorn des Beliden hitziger verfolgt, als dem ruhig Zuschauenden nöthig schien. Kein Wunder. Bismarck's Genius lebte in Leidenschaften; hat sich im Feuer verzehrt. Wer den Mann nüchternen Diplomaten; kühlen Hütern des Gesetzes vergleicht, ihn für kalt und klug hält, für den schlauesten Errechner möglicher und nützlicher Wirkung, Der vergreift sich im Maß. Dieser (immer muß ichs wiederholen) gehört zum genus irritabile vatum. Hatte das heiße Temperament, die empfindlichen Nerven, die musische Grundstimmung, die jähe Subjektivität des vom Genius dem Mutter Schoß entbundenen Künstlers. War von den großen Schöpfern, den Kündern neuen Heils je Einer stets gerecht? Auch dem Gegner stets, der ihm die Wirkung ins Weite zu wehren trachtete? Keiner. Nicht einmal Jesus, unter Allen der Mildeste. Und die Anderen gar, deren Erden spur das Späherauge nachprüfen kann! Paulus und Mo-hammed, Hildebrand und Luther, Caesar, Karl, Fritz, Buonarotti und Buonaparte, Goethe und Wagner: dem Aristides gleicht Keiner (und Aristides selbst, der Gerechte, hat früh erkennen gelernt, daß sein Gesichtsfeld schmaler gewesen war als des Themistokles). Muß ewig denn das Wort der goethischen Ottilie wahr bleiben, daß der Held nur vom Helden anerkannt werden, der Kammerdiener nur Seinesgleichen schätzen könne? Will man sich nie entschließen, Otto Bismarck als Einen sui generis zu nehmen, nie aufhören, die „Fehler“, ohne die seine wuchtige Wirkung, seine Tragoediengröße doch nicht zu denken ist, ihm ins Schuldbuch zu setzen? Er hat eine lichtlose Kindheit gehabt, die Mutter nie lieben gelernt, sich selbst erzogen, gegen feindliche Welten gekämpft und, das hohe Ziel vorm Auge, unter der Last einer Aufgabe, die kein Anderer bewältigen konnte, auch da persönliche Feindschaft gewittert, wo ein Kälterer nur sachlichen Gegensatz konstatiert hätte. Konnte ers jedesmal sorgsam abwägen? Blieb ihm dazu denn Ruhe? Er hatte Wichtigeres zu tun; und mußte auf Jeden schießen, der ihm den Weg sperren wollte.

So ist dem guten Gessken gegangen. Sein Martyrium war nicht allzu schlimm. Drei Monate Untersuchunghaft. Dann wurde das Verfahren eingestellt. Der allmächtige Hausmeier war doch nicht mächtig genug, um auch nur die Eröffnung des Hauptverfahrens erwirken zu können. Während der Untersuchung ist Gessken unsanft behandelt worden; als er aus dem Gefängniß zu Bamberger kam, leckte er naheiner Cigarre. Vielleicht schrieb er diese schlechte Behandlung nicht ohne Zug dem Kanzler zu. Der konnte den ham-

burger Juristen längst schon nicht riechen. Ein Hyperkonservativer, dem auch der radikalste Demokrat willkommen war, wenn er sich ihm gegen Bismarck verbünden konnte. Die Deklaranten der Kreuzzeitung, Roggenbach, Stosch, Bamberger: wie sich gerade traf. Und immer dicht beim Kronprinzen, immer bemüht, den Groll des müßig alternden Herrn gegen die Politik des Kaisers, des Kanzlers zu schüren. Als im Jahr 1885 der alte Wilhelm ernstlich erkrankt war, sorgte das Konjunktium für den Fall des Thronwechsels vor: Geyffken schrieb den „Erlaß an den Reichskanzler“, der im März 1888 dann veröffentlicht wurde. Der Kronprinz hat ihn gebilligt; um die selbe Zeit Bismarck nach Potsdam gerufen und gefragt, ob er auch unter dem zweiten Kaiser im Dienst bleiben werde. Ja, war die Antwort, wenn keine Parlamentsregierung beabsichtigt und unsere Politik vor fremdländischem Einfluß gesichert ist. Beides, sagte der Kronprinz „mit einer entsprechenden Handbewegung“, sei nicht im Geringsten zu fürchten. Der Pakt war also geschlossen; und Geyffken blieb im Hintergrund. Wilhelm stirbt, die (von Geyffken verfaßten) Erlasse des Kaisers werden als ein Bekenntniß zum Liberalismus und als Friedrichs eigenstes Werk bewundert; und nach den neunundneunzig Tagen wird das Kriegstagebuch des Kronprinzen veröffentlicht. Daß die Publikation einzelne Bundesfürsten kränken und die Süddeutschen verstimmen mußte, daß sie dem Gefüge des jungen Reiches gefährlich werden konnte, wissen wir aus Bismarcks Immediatbericht; daß dieses Tagebuch nicht überall haltbare Wahrheit bot, auch aus Freytags Schrift über den Kronprinzen. Und hinter dem Busch fand der Kanzler wieder den alten Feind. Der hatte Friedrich beschwagt, ohne Bismarcks Hilfe den ersten Schritt ins Regentenleben zu thun. Der war der Interpolator des Tagebuches. Dessen Taktlosigkeit konnte jetzt kaum beschwichtigten Mithmuth aufstacheln. Da hat den Recken, der den schwierigsten Theil seiner Arbeit bedroht sah, der Zorn übermannt. Wie im Lauf eines langen Lebens so manchen Gegner, hat er auch Geyffken überschätzt. Der Hanssat (ich hatte ein paar Briefe von ihm, der sich auch als Dichter strebend bemühte) war wohl nicht bödsartig; täppisch nur und von unklug bedientem Ehrgeiz geblendet. Ein Wortgläubiger; kein Politiker. Einzelne erinnern sich vielleicht noch an sein Buch „Frankreich, Rußland und der Dreibund“. Das thörichteste Zeug, das zu erdenken war. Bismarck hat die Russen in den Krieg gegen die Türken geheßt und wollte 1875 über Frankreich herfallen. Der Elsaß muß badisch werden (Weise, Text und Verfasser sind uns bekannt), Lothringen forlan zu Preußen gehören. Dem Dreibund droht (1893, als Bismarck ihn schon recht locker fand) keine Gefahr. Und ein franko-russisches Bündniß ist und bleibt unmöglich. Die Darstellung könnte

aus den opera postuma eines Gregor Samarow stammen. Was der Zar mit Katkow und Giers, was Bismarck mit Dubril und Gortschakow unter vier Augen besprochen hat: Alles ist dem Herrn Geheimrath bekannt; und wörtlich, in Anführungstrichen, ganz wie der Hannoveraner aus Ostpreußen, bringt er die wichtigsten Aussprüche lebender und toter Monarchen und Staatsmänner. Ein der Fälschung überführter Dragoman ist sein Hauptzeuge, Zeitungen sind seine Quellen. Er hat das Wort Napoleons nie verstanden: Les événements actuels sont tels qu'il faut en chercher la comparaison dans l'histoire et non dans les gazettes du siècle dernier. Kein Uederchen von einem Politiker. Und das Zeugniß dieses Mannes soll nun erweisen, daß der erste Kanzler den Sohn seines Kaisers von der Thronfolge ausschließen wollte.

Hundertmal ist's widerlegt worden. Doch wir müssen noch einmal lesen. Bismarck selbst hat gesagt, „an der Geschichte sei nicht ein Schatten von Wahrheit.“ Weder nach der preussischen Verfassung noch nach dem hohenzollernschen Hausgesetz kann einem Thronfolger, weil er an einer unheilbaren Krankheit leidet, die Krone geweigert werden. Herbert soll zu Eduard (der damals noch Fürst von Wales war) gesagt haben, wer nicht sprechen könne, könne eigentlich auch nicht regiren. Mag sein; ein Urtheil über diese Aeußerung wäre erst möglich, wenn der Zufallsverlauf des Gespräches, in dem sie fiel, bekannt würde. Herberts Vater hat jedenfalls nicht einen Augenblick daran gedacht, dem Kronprinzen sein Erbrecht zu versagen. Hätte, auch wenn er der gewissenlose Egoist und Kleber der Legende gewesen wäre, nicht den mindesten Grund gehabt, Solches zu planen. Daß Friedrich auf seine Mitarbeit rechne, wußte er seit 1885; wußte: „Auch bei der Kronprinzessin bestand die Ueberzeugung, daß meine Beibehaltung bei dem Thronwechsel im Interesse der Dynastie liege.“ Als dieser Thronwechsel in Sicht kam, war Friedrich ein von den Sachverständigsten aufgegebener Mann. (Mackenzie hatte eine politische, nicht eine ärztliche Aufgabe; die, dafür zu sorgen, daß Friedrich als Kaiser sterbe, seine Witwe als Kaiserin lebe.) In die Behandlung des Kranken hat Bismarck nur einmal eingegriffen. „Die behandelnden Aerzte waren Ende Mai 1887 entschlossen, den Kronprinzen bewusstlos zu machen und die Erstipation des Kehlkopfes auszuführen, ohne ihm ihre Absicht angekündigt zu haben. Ich erhob Einspruch, verlangte, daß nicht ohne die Einwilligung des Patienten vorgegangen und, da es sich um den Thronfolger handle, auch die Zustimmung des Familienhauptes eingeholt werde. Der Kaiser, durch mich unterrichtet, verbot, die Operation ohne Einwilligung seines Sohnes vorzunehmen.“ („Gedanken und Erinnerungen“, zweiter Band, letztes Kapitel.) Wenn Fried-

rich diese Operation überlebt hätte, wäre er doch durch den Ruf seines Pflichtgefühles gezwungen worden, als ein hoffnungslos hinsiechender Mann auf die Krone zu verzichten. Daß er nicht vor diesen Entschluß gestellt ward, hatte er Dem zu danken, der die heimliche Operation hinderte. Kanzler und Kronprinzessin fanden sich damals in der selben Forderung. Wir haben jetzt ja einen neuen Zeugen. Am sechsten Juli 1887 notirt Chlodwig, der in Ems mit dem Kaiser und dem Prinzen Wilhelm, mit Bilmowski, Perponcher, Reischach und Anderen gesprochen hatte: „In Berlin wollten die Aerzte operiren. Mackenzie kam im letzten Augenblick und verhinderte die Operation. Bismarck hatte sich zum Kaiser begeben und gegen die Operation gesprochen. Theilnahmslosigkeit des alten Herrn, auch des Hofes, Das heißt: der Umgebung. Prinz Wilhelm wollte die Vertretung in London (beim Jubiläum der Königin) haben und war dann mißgestimmt, als der Kronprinz selbst ging. Es giebt Leute, die den Prinzen Wilhelm als Nachfolger vorzögen und wahrscheinlich heßen.“ (Einen, der unter Friedrich nicht auf die Nachfolge Moltkes rechnen konnte.) „Der Reichskanzler ist für den Kronprinzen. Hoffentlich wird er wieder gesund; denn Prinz Wilhelm ist noch zu jung.“ Vor vier Wochen lasen wir; und hören jetzt wieder die Frage erörtern, ob Bismarck den Kronprinzen ums Erbrecht prellen wollte.

Noch ernsthafter die nicht minder alberne Frage, ob es wahr sei, daß Bismarck 1890 das Allgemeine Wahlrecht abschaffen und später ins Amt zurück wollte, um diese Arbeit zu leisten. Erstens: er wollte überhaupt nicht zurück (hätte er sonst so gesprochen, wie er, in Friedrichsruh, Wien, Sena, Kissingen, sprach?); wäre um keinen Preis der Welt unter Wilhelm dem Zweiten je wieder Minister geworden. Ein einziges Mal hat er die Möglichkeit der Rückkehr erwogen. Als Herr Normann-Schumann, den Baldersee bezahlte, mit seinen Berichten den Irrglauben geschaffen hatte, dem Leben des Kaisers drohe vom Mittelohr her Gefahr. Damals hieß es, Wilhelm sei schlaflos, nervös überreizt und wolle, während er auf dem Meer Erholung suche, die Regentenpflicht seinem Bruder anvertrauen, deren Schloßen sei, in diesem Fall Bismarcks Hilfe zu erbitten. Die Gerüchte wurden auch in den Sachsenwald getragen. Der Fürst hörte der Erzählung still zu, blickte still den Rauchwölkchen nach, die aus dem Pfeifenkopf zum Bilde des alten Kaisers hinzogen, und sagte dann: „Nach meiner ganzen Vergangenheit könnte ich mich unter diesen Umständen dem gewünschten Dienst ja schwer entziehen und mühte wohl irgendwie mit Rathen und mit Thaten. Aber ich glaube nicht, daß ich in Anspruch genommen, daß man selbst in schwieriger Lage die Nothwendigkeit solchen Schrittes zugeben würde; und bin recht froh darüber, daß ich nicht zu glauben brauche.“ Mit der äußersten Entschiedenheit

hat er sich sonst stets gegen die Zumuthung gewehrt, die Last wieder auf sich zu nehmen. Wenn er den Ausdruck solcher Furcht oder Hoffnung in der Presse fand, lächelnd nur gesagt: „Die Leute müssen sonderbare Vorstellungen von meinen Lebensgewohnheiten haben“. Zu Chlodwig, sieben Tage nach der Entlassung: „Diese drei Wochen noch einmal durchmachen? Nein. Hier werden Sie mich nicht wiedersehen.“ So ist die Stimmung geblieben. Zweitens: daß er 1890 das Wahlrecht ändern wollte, haben selbst seine Todfeinde bisher nicht behauptet. Chlodwigs Belastungszeugen streifen die Frage nicht einmal und im Entlassungsgesuch wird sie nicht erwähnt. Stünde Bismarck als ein schlechter Kerl da, wenn er die ihm jetzt zugeschriebene Absicht wirklich gehegt hätte? Kinder mögens glauben. Kindsköpfe, denen jeder Freund gleichen Wahlrechtes ein Heros, jeder Gegner dieses gepriesenen Systems eine Vogel scheuche ist. Wollen wir uns bei solcher Narrheit aufhalten? Dann müssen wir England schelten und Persien rühmen. Ein Wahlrecht ist gut, wenn es dem Bedürfnis der Volkheit genügt; ist schlecht, wenn es eine verständige Politik hindert oder erschwert. Wahrheit, die immer und überall wahr bleibt, giebt es auch im Komplex dieser Fragen nicht. Männer, die viel mehr nach der Seite des Liberalismus hinneigten als der schönhauser Sunker, haben die Gewährung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes bekämpft und später (ich erinnere heute nur an Schaeffle) die Aenderung des Wahlgesetzes empfohlen. Bismarck? Am vierundzwanzigsten Januar 1887 hat ihn Windthorst im Reichstag gefragt, ob er, wie Fama behaupte, das Wahlrecht ändern wolle. Hier die Antwort: „Der Herr Abgeordnete sagt, er habe ursprünglich das Wahlgesetz nicht gebilligt. Ich habe es ursprünglich gebilligt. Ich habe es vorgeschlagen. Ich bekenne mich vor der Nation als den schuldigen Urheber dieses Wahlrechtes und ich habe es als mein Kind gewissermaßen zu vertreten. Ich gebe deßhalb dem Abgeordneten die von ihm verlangte Versicherung voll und unumwunden: Im Schoß der Verbündeten Regierungen ist von einer Anfechtung des gültigen Wahlgesetzes in keiner Weise die Rede.“ Das war vor der Entlassung. Nachher, am zehnten August 1891, sagte er zu deutschen Hochschullehrern (in Rißingen): „Wahren Sie die Reichsverfassung, selbst wenn sie Ihnen hier und da später nicht gefallen sollte! Rathen Sie zu keiner Aenderung, mit der nicht alle Beteiligten einverstanden sind! Das ist die erste Bedingung der politischen Wohlfahrt des Reiches.“ Ein paar Sätze aus seinem Buch: „Ich habe nie gezwweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es Das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im

Sattel sähe, ein Irthum gewesen. Ich halte noch heute das Allgemeine Wahlrecht, nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. . . Der Einfluß der Gebildeten würde sich stärker geltend machen, wenn die Wahl öffentlich wäre.“ Kein Wort von der Absicht, auch nur von dem Wunsch, das Wahlrecht einzuschränken. Im Entlassungsgesuch wird die Gefahr des Absolutismus, nicht die übermächtiger Massenherrschaft gezeigt. Trotz Alledem wird der aufgewärmte Kohl uns wieder vorgefetzt. *Occidit miseris crambe repelita magistros*, ruft Juvenal. Bei uns giebt Magister, die, wie Buschens Witwe Volte, von diesem Gericht nie genug bekommen können.

Bismarcks Vorlage hatte die öffentliche Abstimmung verlangt; geheim wurde sie erst durch die Annahme des Antrages Fried. Diese (nicht aus seinem Willen stammende) Bestimmung hätte er später gern wieder beseitigt. Er meinte, die Sozialdemokratie terrorisire den Arbeiter, zwingt auch den ihr nicht zugehörigen, für sie zu stimmen. (Ich glaube, daß er irrte, daß auch die Öffentlichkeit der Abstimmung das Wahlergebniß nicht dauernd geändert hätte; und habe ihm diesen Glauben nicht verschwiegen.) Er fand, wer nicht den Muth habe, die Konsequenzen der Wahlpflichterfüllung auf sich zu nehmen, verdiene nicht die Rechte des freien Mannes. Sah in den „Einflüssen und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll“. Hätte, da ihm der Begriff des Klassenkampfes fremd war, gar nicht fürchterlich gefunden, wenn abhängige Leute geglaubt hätten, so stimmen zu müssen wie die Herren, an deren Unternehmerrhätigkeit er ihr Interesse geknüpft sah. Rückständig? Meinetwegen. Auch das Genie bleibt ein Kind seiner Epoche, behält das Mal der Zeit, der es entbunden ward. Bismarck hat zwanzig Jahre lang nie auch nur versucht, die geheime Abstimmung aus dem Gesetz zu tilgen. Hätte es (davon bin ich überzeugt) auch nicht versucht, wenn er länger im Amt geblieben wäre; schon um im Ausland nicht den Glauben zu stiften, unsere Verfassungszustände seien unhaltbar geworden. Er hat in seiner Ruhe mit dem Gedanken gespielt. Niemals aber an die Beschränkung des Wahlrechtes gedacht. In sechsjährigem Verkehr habe ich nie von ihm ein Wort gehört, das von fern auf solchen Wunsch hindeuten konnte. Keiner, der ihm nah kam, weiß solches Wort zu melden. Als gegen das Reichswahlrecht (ich glaube: im preussischen Herrenhaus) geredet worden war, sagte er zu mir: „Das ist zum Mindesten recht unzeitgemäß; heutzutage müssen wir froh sein, wenn nicht an die Verfassung gerührt wird, und uns

hüten, selbst daran zu rütteln“. Und feig war der Mann nicht. Hätte nie, um einer Mehrheit nicht zu mißfallen, gehehlt, was ihm aufzusprechen nothwendig schien.

Noch ein Quarzgerinsel. Der Kanzler, heißt's, war 1890 fertig; hatte kein Ziel mehr und keinen Schöpfergedanken. *Vidé, mon pauvre Otton!* Das kann säuberlich gedruckt werden und wird durch Alldeutschland weiterverhöfert. Lest, was der Kanzler in Reichstag und Landtag noch in den letzten Jahren gesprochen, was der Entamete zu sagen gewußt hat; lest sein postumes Buch: und lacht dann die Faselhänse derb aus, die ihn Euch als kraftlosen, erschöpften Sammermann zeigen. Daß er nach dem März 1888 nichts Rechtes mehr zu leisten vermochte, ist richtig. Hat er selbst oft betont. Die Ursache lag aber nicht in ihm, sondern in den Verhältnissen. Keiner hat's seitdem vermocht. Die Caprivi, Hohenlohe, Bülow so wenig wie unter Friedrich Wilhelm dem Vierten die Arnim, Brandenburg, Hohenzollern und Auerwald. Der Stärkste selbst hätte es nicht gekonnt; auch ein junger Bismarck nur den Abschied erbeten. Weil für einen selbständigen Staatsmann nicht mehr Raum war. Weil der Kaiser „nun einmal allein regiren wollte.“ Das weiß im deutschen Land (und auch draußen leider) jedes Kind. Wissen längst Alle, die damals, weil sie nicht hinter den Vorhang gucken konnten, wähten, des Kanzlers Genie sei welk geworden. Und doch darf man drucken: Bismarck war fertig und mußte drum gehen. Wo sind eigentlich all die „Berehrer“ des Großen geblieben? Seit Wochen wird er in der Heimath geschmäht, wird sein Bild den Volksgenossen von Babenhand besudelt: und von Empörung ist nichts zu spüren. Sind die Treugelübde ins Leere verhallt und nur Bezechte noch, an der Kneiptafel, bereit, ihn zu feiern? Den *détracteurs* Bonapartes (zu denen selbst *Laine* gezählt wurde) hat man das Leben nicht so leicht gemacht. Fragt, liebe Leute, fortan doch wenigstens, ehe Ihr Euch mit dem Milchmaß füttern laßt, aus welcher Tasche die Kosten der Herstellung bezahlt worden sind. Manchmal findet Ihr dann vielleicht die Lösung des Räthfels.

(Da Wahres und Falsches jezt wieder wie Koriander und Mäusedreck durcheinandergeworfen wird, will ich erwähnen, daß im Ministerium des Königlichen Hauses zwei Kriegstagebücher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm liegen, die am neunten Oktober 1888, also nach der Abfassung des Immediatberichtes, auf Befehl des Königs nach Friedrichsruh geschickt worden sind. Beide sind von der Hand des Kronprinzen geschrieben. Das von Geyffcken veröffentlichte war ein Theil des längeren, offenbar erst nach dem Krieg in dieser Form entstandenen, in dem Bismarck, Rottenburg und Busch viele Interpolationen feststellen konnten. Politisches war eingestrichen worden. Nach zwei Tagen gingen die Dokumente ins Ministerium zurück).

Kaiser und Kanzler.

Am vierten November ist in den Leipziger Neuesten Nachrichten ein Stück aus Bismarcks „vertraulichen Aeußerungen über die Motive meines Rücktritts aus dem Dienst“ veröffentlicht worden. Ich habe Grund, zu glauben, daß diese Publikation nicht von Erben des Fürsten bewirkt worden ist. Von wem? Bismarck hat den Entwurf (der zunächst nur intimum Gebrauch zuge-dacht war) am vierundzwanzigsten März 1891 in Friedrichsruh, nebst dem Entlassungsgesuch, dem alten Moritz Busch übergeben und ihm nicht verboten, diese Schriftstücke für sich zu kopiren. Das wußten die Söhne; und waren angenehm erstaunt, als am Tag nach dem Tode des Vaters nur das Entlassungsgesuch (im Berliner Lokalanzeiger), nicht auch der Kommentar veröffentlicht wurde. Nun ist er doch aus dem Dunkel getaucht. Und bestätigt authentisch, was ich vor acht Tagen hier über die Hauptursache des Bruches gesagt habe.

Ueber das Morgenverhör, das dem Besuch Bindthorsts folgte, heißt es (in dem jetzt gedruckten Theil des Entwurfes) nur: „Einer Allerhöchsten Kontrolle meines persönlichen Verkehrs in und außer Dienst kann ich mich nicht unterwerfen“. Dieses Thema ist einstweilen erledigt; ein wichtigeres folgt. „In meinem Entschluß zum Rücktritt von meinen Aemtern bin ich dadurch gefestigt worden, daß ich mich überzeugt habe, auch die Auswärtige Politik Seiner Majestät nicht vertreten zu können. Ungeachtet meines Vertrauens auf die Triplealliance habe ich doch die Möglichkeit, daß sie einmal versagen könne, nie aus den Augen verloren. In Italien steht die Monarchie nicht auf starken Füßen; die Eintracht zwischen Italien und Oesterreich ist durch die Treudenta gefährdet; in Oesterreich kann, trotz der Zuverlässigkeit des regierenden Kaisers, die Stimmung anders werden. Ungarns Haltung ist nie sicher zu berechnen; es kann sich und Oesterreich in Händel verwickeln, denen wir fern bleiben müssen. Deshalb bin ich stets bemüht gewesen, die Brücke zwischen uns und Rußland nie abzubrechen, und glaube, den Kaiser Alexander in friedlichen Absichten so weit bestärkt zu haben, daß ich einen russischen Krieg, bei dem auch im Fall eines siegreichen Verlaufes nichts zu gewinnen ist, kaum noch befürchte; höchstens würde von dort aus uns entgegengetreten werden, wenn wir nach einem siegreichen Krieg von Frankreich neue Gebietsabtretungen verlangten. Rußland bedarf der Existenz Frankreichs, wie wir der Oesterreichs als Großmacht bedürfen. Nun hat der deutsche Konsul in Kiew eingehende Berichte, zusammen wohl zweihundert Seiten stark, über russische Zustände, darunter auch über militärische Maßnahmen, eingesandt, von welchen ich einige, politischer Natur, Seiner Majestät eingereicht, andere, militärische, dem Generalstab der Armee (in der

Annahme, daß dieser sie an Allerhöchster Stelle zum Vortrag bringen werde, falls sie dazu geeignet wären) übersandt, die übrigen, um sie mir vorzutragen zu lassen, dem Geschäftsgang übergeben habe. Die Berichte waren zum Theil veraltet, da die sicheren Gelegenheiten von Kiew selten sind. Darauf ist mir das nachstehende Allerhöchsteigenhändige Schreiben zugegangen.“ Hier ist: „Die Berichte lassen auf das Klarste erkennen, daß die Russen in vollem strategischen Aufmarsch sind, um zum Krieg zu schreiten. Nur muß ich sehr bedauern, daß ich so wenig von den kiewer Berichten erhalten habe. Sie hätten mich schon längst auf die furchtbar drohende Gefahr aufmerksam machen können! Es ist die höchste Zeit, die Oesterreicher zu warnen und Gegenmaßnahmen zu treffen. Unter solchen Umständen ist natürlich an eine Reise nach Krasnoje meinerseits nicht zu denken. Die Berichte sind vorzüglich. W.“ Bismarcks Kommentar lautet: „In diesem Schreiben ist erstens der Vorwurf ausgedrückt, daß ich Seiner Majestät Berichte vorenthalten und Allerhöchstdenselben nicht auf die vorhandene Kriegsgefahr aufmerksam gemacht habe. Zweitens enthält es politische Weisungen, die ich nicht ausführen kann. Wir sollen Oesterreich warnen und selbst Gegenmaßnahmen treffen. Und der Besuch Seiner Majestät zu den russischen Manövern, zu welchen der Herr sich selbst, ohne mein Zuthun, angemeldet hat, soll unterbleiben. Ich bin überhaupt nicht verpflichtet, Seiner Majestät alle Berichte, die mir zugehen, vorzulegen, und ich habe unter diesen die Wahl je nach dem Inhalt, für dessen Eindruck auf Seine Majestät ich verantwortlich zu tragen zu können.“ Wie fraglichen Berichte waren sämmtlich nur für den Generalstab von Interesse und auch für diesen meist veraltet. Ich habe nach bester Einsicht eine Auswahl für Seine Majestät getroffen und finde in dem Handschreiben ein unverdientes kränkendes Mißtrauen. Bei meiner noch jetzt unerschütterten Auffassung von den friedlichen Absichten des Kaisers von Rußland bin ich aber außer Stande, Maßnahmen zu vertreten und in Oesterreich zu veranlassen, wie Seine Majestät es verlangt.“

Das Handschreiben hatte der Kanzler am siebenzehnten März empfangen; am Morgen des Tages, der ihm aus dem Munde der Herren von Hahnke und von Lucanus dann zwei Exortatorien brachte, zwei Aufforderungen, mit unbedächtiger Schnelle seine Entlassung zu erbitten. Drei Monate vorher hatte General von Schweinitz, Deutschlands Botschafter am Zarenhof, ihm aus Petersburg gemeldet: Die Russen beilen weder die Herstellung des neuen Gewehres noch den Bau der strategisch wichtigen Eisenbahnen; mit dem Gewehr sind sie erst in drei Jahren fertig. Chlodwig hat die Depesche gelesen; und von Bismarck gehört: „Ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, daß wir bald Krieg be-

kommen. Waldersee will ihn, weil er fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede noch lange dauere. Kommt der Krieg, dann bricht er mit Rußland und Frankreich zugleich aus. So lange der Kaiser Alexander lebt, glaube ich nicht daran. Wir wären nur gezwungen, loszuschlagen, wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet würde.“ War das Vertrauen auf Alexander berechtigt? Als Wilhelm der Zweite den Schöpfer des Reiches hassen gelernt hatte, hat er, spöttisch lachend, behauptet: „Der Kaiser von Rußland hat mir gesagt, er sei, wenn Bismarck ihm Etwas gesagt habe, immer überzeugt gewesen, „qu'il me tricherait.“ Ehe Wilhelms Enkel so weit gebracht war, sprach er anders. Am fünfundzwanzigsten Mai 1888: „Bismarck hat sich mit dem Kaiser von Rußland sehr gut auseinandergesetzt. Dieser hat aber das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten.“ Bismarck selbst hat geschrieben: „Kaiser Alexander hat mir ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht. Eben so gelang es mir bei der Begegnung im Oktober 1889, die Zweifel, die er wieder aus Kopenhagen mitgebracht hatte, zu zerstreuen, bis auf den einen, ob ich Minister bleiben würde. Er war wohl besser unterrichtet als ich, als er die Frage an mich richtete, ob ich meiner Stellung bei dem jungen Kaiser ganz sicher sei. Er gab (als der Fürst die Frage bejaht hatte) seiner großen Genugthuung über meine Zuversicht Ausdruck, wenn er sie auch nicht unbedingt zu theilen schien.“ Der Kanzler, der selbst nach dem Urtheil seiner Gegner das internationale Geschäft doch leidlich verstand, hatte im Oktober also mit dem Zaren gesprochen, im Dezember von Schweinitz den Bericht erhalten, der nahe Kriegsgefahr fast völlig ausschloß; inzwischen über die Verlängerung des Assikuranzvertrages verhandelt und am zehnten Februar von Schuwalow, der aus Petersburg kam, gehört, der Erfolg deutscher Politik am russischen Hof habe eine „über Erwarten große Bedeutung“ erlangt. Am siebenzehnten März aber empfing er den Rügebrief; wurde von seinem Kaiser ihm vorgeworfen, er habe die Majestät wissentlich ungenügend informiert und den Hinweis auf die „furchtbar drohende“ Kriegsgefahr leichtsinnig versäumt.

Wer hat Recht behalten? Die Monarchie scheint in Italien heute nicht ernstlich bedroht; fürs Erste die Zeit vorüber, wo fromme Seelen hoffen durften, der Statthalter Petri werde den Zwist mit dem Staat enden und sich mit historisch Gewordenem friedlich abfinden, wenn er, über ein Kleines, in

einer italischen Republik als einziger Souverain (freilich einer ohne Territorialmacht) throne. Auch die Irredenta ist stiller geworden. Dafür glimmt jetzt an der dalmatischen Küste, im Arnautengebiet, in der Gegend, die der montenegrinische Schwiegervater Victor Emanuels mit wachsamem Mißtrauen überblickt; und der militärische Vertrauensmann des Erzherzogs Franz Ferdinand hat die Verstärkung der tirolischen Garnisonen durchgesetzt. Wie es in Oesterreich und Ungarn aussteht, wissen wir; die nicht ganz Blinden ahnen auch, wie es nach dem Thronwechsel da aussehen wird. Ueber den Dreibund standen, während Herr von Tschirschky den (noch lange nicht genug beachteten) Besuch in Rom machte, im Temps die Sätze: *La faiblesse que la Triple-Alliance porte en elle, la haine austro-italienne, survivra à la visite de M. de Tschirschky comme aux visites précédentes. Par contre, la force réelle dont elle dispose, c'est-à-dire la nécessité où est l'Italie d'être l'alliée de l'Allemagne pour se couvrir contre l'Autriche, subsistera, elle aussi, quelles que soient les manifestations nationales en Autriche et en Italie.* Präziser läßt sich die Thatfache nicht ausdrücken, daß der Dreibund für Italien heute nur noch den Zweck hat, es unter Deutschlands Hut gegen Oesterreich zu sichern. Mit all diesen Möglichkeiten hat Bismarck gerechnet. Er wollte auf festen Grund bauen. Noch drei Jahre nach der Entlassung schrieb er: „Ich glaube nicht, daß Rußland, wenn es fertig ist, ohne Weiteres Oesterreich angreifen würde, und bin noch heute der Meinung, daß die Truppenaufstellung im russischen Westen auf keine direkt aggressive Tendenz gegen Deutschland berechnet ist“. Als er diesen Satz formte, ahnte er nicht, daß vom Fürsten Lobanow-Rostowski in Wien, vom Botschaftsrath Freiherrn Lexa von Aehrenthal in Petersburg schon die austro-russische Verständigung vorbereitet war. Am Tiber, diesseits und jenseits von der Leitha konnte das Wetter leicht wechseln. Den russischen Islam, die Riesengemeinde der ihrem Gott geduldig ergebenen Slavenmenschheit, schafft kein aus der Theatermaschine herdonnernder Gott uns vom Leib. Daß Rußlands Macht durch revolutionäre Umtriebe für eine Weile gelähmt werden könne, hielt auch Bismarck für wahrscheinlich; ein auf so langer Grenze uns benachbartes Reich von hundertvierzig Millionen Menschen und fast völlig unberührten Bodenschätzen aber für eine im politischen Kalkül so wichtige Ziffer, daß er alles mit der Ehre und dem Interesse Deutschlands Vereinbare thun wollte, um in diesem Reich, aus dem nichts uns Lohnendes zu holen ist, nicht unversöhnlichen Haß zu säen.

Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oesterreich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889

dem Zaren angeboten hatte, ablagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsularberichte meldeten, was einer persönlichen Verstimmung entsprach (und was Baldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Protest gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. „Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere Auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.“ Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutschland Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abge sagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Bedel am dritten April 1890 in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion damals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Reiches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzudenken: „Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Rathgeber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war als heute.“

Hätten Alle, die es anging, vor acht Jahren diese Worte mit wachem Sinn gelesen, dann ständen wir jetzt nicht, wo wir stehen; brauchten hochkonservative Herren nicht laut vor „Entgleisungen in den Bereich des Absolutismus“ zu warnen. Doch damals lebte noch die Legende, das Verhältniß des dritten Kaisers zum ersten Kanzler sei nach kurzer Trübung ungemein herzlich geworden und Bismarck habe sterbend das Werk Wilhelms gesegnet. Hatte er nicht den Kaiser, ihn nicht der Kaiser besucht? Den Rückenleib mit einem grauen Mantel gewärmt, mit Kürasch und Balasch geschmückt, alle Ehren auf das greise Haupt gehäuft und den Reichstag, der dem Achtzigjährigen den Glückwunsch weigerte, mit rauhem Zornruf getadelt? Nur Brunnenvergifter konnten noch leugnen, daß der holdeste Friede, die zärtlichste Eintracht hergestellt sei; professionelle Heher. Auch darüber muß, ehe wir Ghlodwigs Klatschbibel neben Varnhagens aufs Bücherbrett stellen, in aller Ruhe geredet werden.

Die Veröhnung.

Bismarck war als ein wohlzogener Mann aus dem Amt gegangen. Er hatte den Nachfolger, der ihm, auf Befehl, so hastig ins Haus gerückt war, als Junggefallen an seinen Familientisch geladen. Der blieb meist ein schweigamer Gast; sagte aber zu Frau Johanna: „Mir ist zu Muth wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestochen hat.“ (Graf Brandenburg, der Troupier Friedrich Wilhelms des Vierten, sagte im November 1848 zu dem Junker aus Schönhäusen: „Ich gehe in die Sache wie ein Kind ins Dunkel. Ich bin mit staatsrechtlichen Fragen unbekannt und kann nichts weiter thun, als meinen Kopf zu Markte tragen. Ich brauche einen Kornak, einen Mann, dem ich traue und der mir sagt, was ich thun kann.“ Alles wiederholt sich nur im Leben.) Am vierundzwanzigsten März sah der Kürassier mit dem Infanteristen allein beim Frühstück. Caprivi: „Wenn der Kaiser mich mit meinem Armeecorps an eine Stelle geschickt hätte, wo uns der Untergang drohte, hätte ich zuerst remonstrirt, wiederholtem Befehl aber stumm, ohne nach dem Ausgang zu fragen, gehorcht. So mache ichs auch auf diesem Posten.“ Ehrenwerth; aber gefährlich. Vor der Abreise kam der Fürst in das Arbeitszimmer des Generals. „Haben Eure Excellenz mir noch Etwas zu sagen, mich Etwas zu fragen?“ „Ich habe Eurer Durchlaucht nichts zu sagen und habe Eure Durchlaucht nichts zu fragen.“ Am neunundzwanzigsten März ging in den Sachsenwald. Im April erzählte Bucher, die Herren von Holstein und Rudolf Lindau seien vom Fürsten abgefallen, und erfuhr von Busch, Paul Kayser, das Günstkind bismärckischer Laune, habe anonym einen unfreundlichen Artikel über des Kanzlers Rücktritt veröffentlicht. Herbert giebt den Herren des Auswärtigen Amtes ein Abschiedsessen; vier Herren, „die meinem Vater Alles verdanken“, schicken Absagen. Der Fürst hört, daß Caprivi den Geheimvertrag mit Rußland nicht erneuert hat; und liest in der ersten Rede des preussischen Ministerpräsidenten den Satz: „Ich halte es für eine überaus gnädige Zügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.“ Ein Gehorcher. Das also war die Absicht. Dennoch geht an die Redaktion der Hamburger Nachrichten die Weisung, Herrn von Caprivi, den der Fürst wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, mit Rücksicht zu behandeln. (In den Tagen, wo Friedrich von Baden sagte, Bismarck lasse in Hamburg empörende, insame Artikel schreiben; über die auch der Kaiser sich zu Chlodwig „sehr entrüstet aussprach.“) Vier Wochen danach geht die Circularnote gegen Bismarck ins Land. Von den Grafen Lehndorff und Stirum, den Herren Krupp, von Kardorff und

Stumm, die sich noch nach Friedrichsruh wagen, heißt in einem Brief Buchers schon, sie hätten „der Allerhöchsten Ungnade getroßt“. Am Tag von Hochkirch und Sena schreibt der bittere Lothar: „Ich will auch einen anständigen Mann erwähnen. Graf Arco, Gesandter in Washington, ist auf einige Tage hier zum Besuch. Rara avis.“ Und warnt in jedem Brief vor dem Schwarzen Kabinet. (Zu Zeiten wurden alle im Sachsenwaldhaus geschriebenen Briefe in einem Körbchen nach Bergedorf gebracht und dort erst in den Postkasten geworfen; der Sicherheit wegen.) Münster und Hagfeldt pezen jedes rasche Wort, das Herbert in London gesprochen hat, flink nach Berlin; und Radolin „erzählt manche unerfreuliche Züge vom alten Fürsten“. Der Kaiser, der im März seinen Kanzler zu russophiler fand, tadelt nach der Weihnacht den Fehler, den Bismarck gemacht habe, als „er gegen die russischen Finanzen Krieg führte“; ist aber zuversichtlich: „Mit den Hamburger Nachrichten dauerts noch ein Jahr oder zwei; dann hört die Opposition auf.“ Bald danach: „Man drängt mich von vielen Seiten zur Versöhnung mit Bismarck. Ich bin dazu bereit, aber es ist nicht an mir, den ersten Schritt zu thun. Die Russen brauchen eine Anleihe von sechshundert Millionen Rubel, die sie nicht bekommen. Mit dem Kaiser Alexander stehe ich jetzt gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nur ceremonielle Briefe.“ Im Juni 1892 klopf Chlodwig, das goldene Gemüth, an; die Elässer fürchteten, daß Bismarck wiederkomme. Der Kaiser lacht: „Da können sie ruhig sein. Der kommt nicht wieder.“ Nach der wiener Reise des Fürsten: „Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck mahregeln, etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich; ich denke nicht daran, aus ihm einen Märtyrer zu machen, zu dem die Leute wallfahren würden.“ (Hatte er denn ein strafbares Verbrechen begangen? Gabs einen deutschen Gerichtshof, der ihn verurtheilt hätte? Und wars nur kaiserliche Gnade, die ihn dem Schuldspruch entzog?) Im November: „Wenn man Das, was Bismarck thut, mit Dem vergleicht, wofür der arme Arnim leiden mußte!“ (Arnim war zuerst zu neun Monaten Gefängniß, dann zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.) Bismarck und Waldersee sei ganz gleichgiltig, was dem Reich geschehe; das Ziel ihres gemeinsamen Hasses sei nur, Caprivi zu stürzen. Chlodwig hält die Versöhnung, von der bei Hof noch immer geredet wird, für unmöglich; und notirt.

Im August 1893 war Bismarck in Kissingen erkrankt. Von dieser Krankheit sprach, am vierzehnten September, der Kaiser zu Chlodwig; aber auch „von Bismarcks bisheriger feindlicher Thätigkeit“. Triumphirend fügt Dunkel Sottedoch hinzu: „Von einer versöhnlichen Stimmung fand ich keine Spur.“ Wilhelm ging nach Ungarn und schickte aus Wünn eine Depesche, die seine

Freude über die Genesung des Fürsten in herzliche Worte sagte und ihm ein süd- oder mitteldeutsches Schloß als Rekonvaleszentenheim anbot. Bismarck dankte ehrerbietig; sein Arzt wünsche aber, ihn in vertrauten Verhältnissen der völligen Genesung entgegenzuführen. In der Vossischen Zeitung stand: „Wenn Fürst Bismarck fortan den Kampf, wie bisher, gegen den Grafen Caprivi, gegen die Regierung, gegen die Politik des Neuen Kurses führen sollte, dann wäre er durch die Depesche von Güns ins Unrecht gesetzt.“ In der „Zukunft“: „Wenn Fürst Bismarck, weil er durch kaiserliche Huld ausgezeichnet worden ist, auch nur um Haaresbreite seine politische Haltung änderte, dann würde er dem Wahm Recht geben, daß nicht große sachliche Bedenken ihn in die Opposition gedrängt haben, sondern kleine persönliche Verstimmungen, die ein Gnadenbeweis rasch beseitigen kann.“ Natürlich blieb Alles, wie es vorher gewesen war. Nach dem Ordensfest kam, im Januar 1894, Ehlodwig aber notiren: „Das Ereigniß des Tages, das auch abends bei Holstein mit Pourtalès und Marschall besprochen wurde, war das Erscheinen Herberts. Ich sah ihn in der Kapelle, wo er sich sehr unbefangen bewegte. Im Kasino wird dem Kaiser vorgeworfen, er habe Herbert sagen lassen, er wolle ihn sprechen, und habe ihn dann geschnitten. Die Wahrheit ist, daß Eulenburg durch Kanitz und Blumenthal Herbert in die Nähe des Kaisers hat bringen lassen. Man hatte gehofft, eine Annäherung herbeizuführen und damit Caprivis Stellung zu erschüttern. Das ist nun mißlungen.“ Welche Absicht der Eulenburg in seines Busens Tiefe barg, weiß ich nicht. Wohl aber, daß Herbert glauben mußte, der Kaiser wünsche, ihn beim Ordensfest zu sehen. Einer Ansprache wurde er nicht gewürdigt. Wenige Schritte vor seinem Standort drehte Wilhelm, nachdem er mit dem Abgeordneten Alexander Meyer gesprochen hatte, sich um und schritt rückwärts. (Hofleute erzählten, er habe gesagt: „Da wende ich mich doch lieber direkt an den Alten!“ Und noch in der selben Stunde den Brief geschrieben, den ein Flügeladjutant dann in den Sachsenwald trug; ein Moltke zu Bismarck.)

Wer Ehlodwig, den zuverlässigen Historiker und redlichen Freund, richtig einschätzen will, muß ihn jetzt stöhnen hören. Am zweiundzwanzigsten Januar: „Der Kaiser war heute bei Marschall und schimpfte über Herbert. Trotzdem hat er gleichzeitig einen Adjutanten mit Wein nach Friedrichstruß geschickt und dem Fürsten seine Freude ausdrücken lassen über seine Genesung. Bismarck hat in einem verbindlichen Schreiben geantwortet und gesagt, er werde nach dem Geburtstag hierher kommen, um dem Kaiser persönlich zu danken“. Dreister kann man, was vor Aller Augen geschehen ist, kaum noch einstellen. Der Kaiser, der seit fünfundzwanzig Jahren die preussische Uniform

trug, hatte, in freundlich drängenden Ausdrücken, zu diesem militärischen Fest auch den Generalobersten Fürsten Bismarck geladen; zweimal im Verlauf zweier Tage. Der Fürst, der dem hohen Herrn nicht einen Theil des Jubels ablenken wollte, hatte um die Erlaubniß gebeten, Glückwunsch und Dank am Tag vor der Feier abstaten zu dürfen. Chlodwig aber spricht keck von einer „Annäherung“ Bismarcks. „Meine Freunde im Auswärtigen Amt sind etwas beunruhigt, weil sie fürchten, daß Bismarck dem Kaiser rathen könne, einen anderen Reichskanzler zu wählen, und Holstein meinte sogar, ich sollte dem Kaiser rathen, mich zuzuziehen, wenn er Bismarck empfinde.“ So unklug war Herr von Holstein selbst in einer Schreckensstunde gewiß nicht. „Jedenfalls ist Vorsicht nöthig. Käme ein bismarckisches Regime, so würde ich natürlich nicht mehr lange in Straßburg bleiben, sondern müßte einem Freunde Bismarcks Platz machen.“ Der erste, der letzte Gedanke des selbstlosen Patrioten. Inde illas iras. Und aus Angst und Wuth entbindet sich das Geständniß: Einen Freund Bismarcks darf ich mich nicht nennen. „Die Konservativen und Caprivi-Begner triumphiren heute. Ich glaube aber immer noch, daß die Sache nicht so schlimm verlaufen wird, wie sie aussieht. Jedenfalls ist es gut, daß ich jetzt hier bin.“ Sehr gut. Drei Tage danach: „Die Sache hat ihre Gefahren. Caprivi gesteht zu, daß er von der Absicht des Kaisers nicht informiert war. Er erträgt Das mit Resignation. Ich möchte unter solchen Umständen nicht Reichskanzler sein. (Warte nur: holde!) Doch ist es gut, daß er diese Resignation besitzt und wir ihn behalten, wenn nicht Bismarck bei seinem Besuch Mittel und Wege findet, ihn beim Kaiser zu verdächtigen.“ (Der edle Reichsfürst glaubt offenbar, jede Dunkelheit müsse ihm an Laft und Anstandesgefühl gleichen; sonst könnte er dem Gast des Kaisers nicht so plumpe Niedertracht zutrauen.) „Gott gebe, daß dieser Sturm an Caprivi vorübergehe!“ Von der Russischen Botschaft aus sieht er Bismarck ins Schloß fahren. „Von einem großen Enthusiasmus war nichts zu spüren.“ Wirklich? Vielleicht nicht hinter Schuwalow's Doppelfenster. Trotzdem man zwischen der Reiterheide in der Galatutche nur einen weißen Handschuh, einen gelben Streifen, das Funkeln eines Stahlhelmes sah, ging's wie ein Kausch durch die Massen. Nie erlebte ich mehr Enthusiasmus. Gehörsache. „Es ist sicher, daß diese Ausöhnung dem Kaiser viele Popularität in ganz Deutschland erworben hat.“ Und doch meinte der gute Dunkel, sie sei gefährlich, meinte, sie sehe schlimm aus? Weil er an Straßburg und Werki, Werki und Straßburg dachte und zu anderer Erwägung erst später Zeit fand.

(Neun Monate danach war der Brave Kanzler des Deutschen Reiches. Kein Wörtchen des Bedauerns darüber, daß dieser Sturm nicht an Caprivi

vorübergegangen sei. An Bismarck, den sein heißes, ungestilltes Prestigebedürfniß braucht, ein huldigender Brief; plötzlich der Wunsch, „mich von dem Befinden Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin durch einen persönlichen Besuch zu überzeugen.“ Im Januar der Besuch; der Wirth wünscht ihm beim Abschied „Tapferkeit“; und das Männlein fühlt den Hohn gar nicht. Als er schon arg wackelt, eine Kommerzrede. „Der Größte jener Helden steht noch unter uns wie eine der Eichen des Sachsenwaldes. Unentwegt treue Verehrung dem Manne, der sein Leben eingesezt hat...“ Wer speit da? Und Bismarck, der oft schlauster Tücken Geziehene, war zu nobel, um diesem hymnischen Lied zu mißtrauen. Danke für die „wohlwollende und ritterliche Kundgebung“. Danke dem Mann, der in sein Tagebuch geschrieben hatte, der Kanzler habe ihm „die Anerkennung der Welt oder des Kaisers“ niemals gegönnt und sich bemüht, ihm die Statthalterstellung zu verderben, weil „die Familie Bismarck Reid darüber empfunden hat, daß ich diese erbliche Stelle erhalten sollte, während Bismarck nicht erblicher Herzog von Lauenburg geworden ist“. Zwar hat Bismarck ihn mit Mühe als Statthalter durchgesezt. Aber Marime Ducamp erzählt, die Statthaltertschaft solle erblich werden. „Das giebt mir zu denken. Deshalb hat Bismarck mir Prügel zwischen die Füße geworfen“. He was a man.

Am Tag nach Bismarcks Besuch sagt der Kaiser zu Ehlodwig: „Jetzt können sie ihm Ehrenpforten in Wien und München bauen; ich bin ihm immer eine Pferdelänge voraus. Wenn jetzt die Presse wieder schimpft, sezt sie sich und Bismarck ins Unrecht.“ Eine Woche danach war hier zu lesen: „Mit ganz anderer Ruhe, ganz anderer Offenheit und mit unvergleichlich größerem Nachdruck kann Bismarck jetzt seine Stimme erheben, wenn es ihm wieder nöthig scheint, vor falschen, gefährlichen Wegen zu warnen; denn auch der Kurzsichtige muß nun erkennen, daß ein persönlich nach jeder Richtung reichlich saturirter Mann Erfahrung und Einsicht dem Reich und dem Kaiser nutzbar zu machen versucht.“ Und noch im selben Monat („Otto der Zahme“): „Für einen Mann, der in seiner politischen Haltung von persönlichen Momenten, von Gnade oder Ungnade des Monarchen, sich bestimmen läßt, werden nur Lohndiener noch eintreten; die Anderen werden dem großen Diplomaten, den sie als kleinen Menschen erkannt haben, in erköhlter Bewunderung den Rücken lehren. Wer so gesprochen hat wie Bismarck während der letzten zwei Jahre, Der muß von unserer Lage eine tief pessimistische Auffassung haben und würde sich selbst vor dem Urtheil der Geschichte verkleinern, wenn er durch äußerliche Erscheinungen sich aus seiner Bahn drängen ließe.“ Er hats nicht gethan; ist avant et après la bouteille der Selbe geblieben. Und der Kaiser? Das letzte Wort,

das Schodwig aus seinem Mund über Bismarck hört, klingt noch genau so hart, so heftig wie das nach der Entlassung im Märzgroll gesprochene.

Daß es so kommen werde, hatte Bismarck nie bezweifelt. Nicht eine Minute im Ernst an eine „Versöhnung“ gedacht. Er mußte viel gelitten, sehr viel überwunden haben, ehe er sprechen konnte, wie er seit dem glorreichen Sommer des Uriaasbriefes sprach. Die Ueberwindung war endgiltig, der Riß aus der Wurzel des Gemüthes unheilbar. Der Einladung ist er sehr ungerne gefolgt; und hat doch keinen Augenblick vor der Entscheidung gezaubert. *Le bouchon est tiré, il faut boire*, hörte ich ihn zu Herbert sagen, den die Reise schreckte; dabei wies er mit freudlosem Lächeln auf die Steinbergerflasche. „Weiche ich wieder aus, wie nach der gürser Artigkeit, dann bin ich der alte Sünder, der die hingestreckte Hand seines gnädigen Herrn nicht ergreift, und Alles, was offiziös ist oder sein möchte, empfängt die Parole: Der Kaiser hat seinen Rath verlangt und der rachsüchtige Greis ist nicht gekommen! Dann denken meine Landsleute, ich hätte helfen können; und ich werde von morgen an für die Firma mithaftbar gemacht. Ich bin fest überzeugt, daß mein Rath nicht verlangt, nach meiner Meinung nicht gefragt und kein Wort über die Geschäfte gesprochen wird. Um auch Andere davon zu überzeugen, muß ich hin. *Politesse n'est pas politique*.“ In dem eskortirten Prunkwagen kam er sich „wie ein wichtiger Staatsgefänger“ vor. Bat, da er hörte, welche Hoffnung das Volk an den Besuch knüpfte, noch im Schloß den Grafen Henckel, „draußen abwiegeln zu lassen“. Und sagte lächelnd nach der Heimkehr, er habe nie so viele Ballgeschichten erzählt wie in den berliner Stunden, in die aus der Welt politischen Getriebes, wie er erwartet und gehofft habe, kein Sterbenswörtchen gedrungen sei. Er wußte, warum er bemüht worden war; und hätte nie pedantisch, wie Caprivi, dem Kaiser vorgeworfen, seine privaten Aeußerungen stünden oft in Widerspruch zu seinen „offiziellen Kundgebungen“. Solches kann der Bahrer der Staatsraison an Sturmtagen nicht immer vermeiden. Die Frau citirte schmunzelnd aus dem Brief einer Freundin den Ausdruck der Freude darüber, daß „Ottochen“ noch einmal im Triumph durchs Brandenburger Thor eingeholt worden sei. Der Mann, dem sie bald danach wegstarb, hat sich noch ein paar Jahre lang leise gehärmt. Die Behauptung, er habe je wieder hoffen, hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken gelernt, ohne Konvenienzzwang die neue Regierungsmode gelobt, ist wohlmeinender Drog. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne Leiche werden. „Nur den Leuten nicht Sand in die Augen streuen“: war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte, sagte er, daher zwar stiller, („Das Alter setzt mir

mehr zu als alle meine Feinde“), doch der Sorge nicht ledig geworden sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses Begräbniß. Und starb unverzöhnt.

Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Hornisch und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres kreisenden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama historisch, weitet sich aus täglich mit neuem Beh empfundener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der Irthum, der es zu jähem Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treuesten Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er könne allein regiren. Kein Bekrönter kann heute noch. Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann. Bismarck wollte unter Friedrich Wilhelm dem Vierten nicht Minister sein. „Mir war die Schwierigkeit klar, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten in dem regirenden Hause Zutritt gefunden haben, — pharmacopolaе, balatrones, hoc genus omne. Die Schwierigkeit, gleichzeitig gehorsamer und verantwortlicher Minister zu sein, war damals größer als unter Wilhelm dem Ersten.“ Wollen wir lügen? Noch länger feig leugnen, daß sie heute nicht geringer ist und nur, wenn sie endlich schwindet, das Reich zu gedeihen vermag? Allein zu regiren, hat oft schon ein junger Herr versucht; keinem gab in unseren Tagen Fortuna den Preis. Wallenstein spottet über die blutigen Treffen, die um nichts gefochten wurden, „weil einen Sieg der junge Feldherr braucht“. Wie viele sah unser sehnender, unser enttäuschter Blick! Nicht auf rothem Schlachtgefild. Burden sie uns drum minder verhängnißvoll? Als der Friedländer das Kommando übernahm, stellte er die Bedingung: „Daß mir zum Nachtheil kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht, bei der Armee zu sagen haben sollte; wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre und meinem Kopf soll haften, muß ich Herr darüber sein“. Was hier der Feldherr heißt, muß auch der Staatsmann als sein Recht fordern. Wer sich ohne solche Zusicherung ins Führeramnt drängt, ist, mit der glatteften Zunge und der Grimasse des überlegenen Weltmonnes, ein armer Wicht. Sieh uns, Kaiser, den Mann, der auch vor Dir, vor dem Glanz der Gottesgnade, der Kleinodien den Nacken nicht beugt; und laß ihn regiren, den Mann! Dann löst sich der Schatten in Morgenluft. Doch schon ist's spät geworden. Und Deutschland wird ungeduldig.

Der Friedenspalast.

In Haag will man als ständigen Sitz für die internationale Friedenskommission einen großen Palast errichten. Als ein Monument der dem Schoß unserer Zeit entsprossenen Idee eines dauernden Weltfriedens soll er mächtig sich erheben, eine symbolische Stätte der edelsten Menschheitsbeglückung. Viele innige Wünsche, doch auch viel kühle Skepsis werden diesen Bau begleiten. Man lächle aber nicht über den himmelblauen Idealismus, der seines Zieles im Grunde so wenig sicher ist und sich dennoch so eifrig und verschwenderisch bethätigt. Nur so lange die Menschheit nicht aufhört, Unmögliches zu erstreben, wird sie stark genug bleiben, das Mögliche in Wahrheit zu erreichen. Gewiß wird die methodisch-nüchterne Arbeit, die im Dienste der Zeit und des Tages den nahen und sichtbaren Zielen kämpfend entgegenstreitet, im praktischen Leben stets die Hauptsache bleiben. Aber für das inständigste Ringen der Völker nach Entfaltung höchster Kraft, für die bewußte Willensanspannung der Menschheit nach thätiger Vervollkommnung ihrer Art ist stets eine ideale Sehnsucht notwendig, die heiß wie ein Gebet im Herzen quillt und hart wie ein Gebot die Sehnen stählt. Soll Friede auf Erden herrschen, so ist die primitivste Grundvoraussetzung dazu die, daß die Menschheit den Frieden will. Erst wenn sie diesen Willen stark und deutlich deklariert hat, vermögen die klugen Künstler der Realpolitik in langsamer Arbeit die Mittel zu finden, um . . . nun, meinerwegen, um dieses Ziel mit Anstand zu versehen. Aber selbst in diesem Verfehlen wird dann Etwas gethan und es wird Besseres erlangt sein, als wir heute besitzen.

Also der Friedenspalast soll gebaut werden. Carnegie, der amerikanische Milliardär, hat seine Meinung über die Wichtigkeit dieser Sache dadurch ausgedrückt, daß er für diesen Zweck das nette runde Sämmchen von zwanzig Millionen Francs ausgeworfen hat. Darauf hat man eine Preis konkurrenz ausgeschrieben und vor einigen Wochen die Preise vertheilt. Den ersten Preis von zwölftausend Francs erhielt der französische Architekt Gondonnier. Dessen Projekt wird nun in den illustrierten Blättern veröffentlicht. Ob es durch die Preisverleihung bereits zur Ausführung bestimmt ist, weiß ich nicht. Ich möchte nur sagen, daß die Ausführung dieses Entwurfes die denkbar stärkste Kompromittirung der Friedensidee und eine unausilgbare Blamage vor dem Nichterstuhl der Jahrhunderte sein würde.

Unsere Zeit wird kaum wieder ein Bauwerk zu errichten haben, das so bestimmt ist, in die Zukunft hinauszudeuten, wie dieser haager Friedenspalast. Wenn irgend ein Bau, so wird dieser ein Denkmal und Maßstab für die künstlerische Höhe unserer Zeit werden. Deshalb hat Jeder, der sich als Bürger unserer Zeit und ein Wenig auch als Hüter ihres Kunstgewissens fühlt, die

einfache Pflicht, in dieser Angelegenheit seine Meinung zu sagen. Es kann aber unter Menschen, die für den lebendigen Organismus eines Bauwerkes sich ein natürliches Gefühl bewahrt haben, keinerlei Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß in Gondonniers Entwurf ein solcher „Organismus“ nicht zu fühlen ist. Vielmehr ist Alles und Jedes so unorganisch wie nur möglich zusammengestoppelt und es ist in dem Ganzen nicht die mindeste lebendige zusammenhaltende Idee erkennbar. Ueber alle Maßen erkennbar ist leider aber das hohle theatralische Blendwerk, die auf Verblüffung berechnete Souffise. Wie es möglich war, daß dieser Entwurf getrönt wurde, will und mag ich nicht untersuchen. Ich würde ihn nicht einmal für einen Kinderbaulasten zulassen; denn ich würde befürchten, den Geschmack der kommenden Generation damit zu verderben.

Charakteristisch für den Entwurf ist, daß er nicht eine einzige klar durchgeführte Linie zeigt. Vielmehr wuchert allüberall ein sinnloses Unkraut von Schnörkelwerk. Wahrscheinlich soll Das „französische Renaissance“ sein. Vor Allem aber wird ein ganz lächerlicher Unfug mit Thürmen getrieben. Vier mächtig zugespitzte Ecktürme flankiren den Bau; außerdem reitet auf jedem der vier Dächer ein aufgepuppter Dachreiter. Nicht genug damit, werden winzige thurmartige Anbauten an allen möglichen und unmöglichen Stellen, auf Dächern und an Fenstern, wie Kinderliedchen und Zuckerkant munter angeklebt. So bietet sich uns ein verwirrender Anblick von allerlei zweckwidriger Zwergromantik, die den Gauriesen parasitenhaft umklettert. Fromme Laien, die in ihrer Jugend für Ritterburgen geschwärmt haben, pflegen Derartiges „Phantastie“ zu nennen. Die „edle Himmelstochter“ wird sich aber bedanken und bescheiden darauf hinweisen, daß all diese Requisite aus jedem Musterbuch geholt und blind kopirt werden können und daß die einzige Originalität, die hier bemerkbar wird, in der ungeheuerlichen Geschmacklosigkeit und Sinnlosigkeit der Verwendung besteht.

Doch auf eine ausführliche Kritik kann ich mich nicht einlassen. Meine Absicht ist nur, zu warnen. Wird doch unsere Zeit schon so manches Andere mit in die Jahrhunderte zu nehmen haben, das ihr den schlimmsten Ruf eines kunstschänderischen Zeitalters zuzuziehen vermag. Soll sie auch diesen aufgedonneten Koloss noch mit sich schleppen, den schlimmsten von allen? Was hat unsere Zeit denn verbrochen, daß sie so viel Schande auf sich nehmen muß? War sie etwa unfähig, wahrhaftige Künstler hervorzubringen? Ach nein, Künstler hat sie nicht weniger als jede andere kulturell hochstehende Zeit. Aber daneben hat sie die unselige Gabe, den wahren Künstler nicht zum Wort kommen zu lassen und klägliche Stümper, die ihrem Plebejersinn schmeicheln, zu fördern und zu häßeln.

Den Freunden der Friedensidee aber gebe ich noch Dieses zu bedenken:

Der Palast, den Ihr bauen wollt, soll die Idee, der Ihr dient, symbolisch zum Ausdruck bringen. Er soll in seinem Neufieren verkünden, daß er einem Zeitalter entstammt, das den Krieg mit seinem Gefolge von Mord, Brand und roher Kauflust verurtheilt. In seiner ganzen Formensprache soll er uns den Sieg des Friedens, der Gerechtigkeit, der Harmonie ahnen lassen. Und um dieses Evangelium der Welt zu verkünden, wollt Ihr einen Bau errichten, der wie eine mittelalterliche Festung aussieht, an deren Wänden Blut klebt und von deren Thürmen der Mord droht? Habt Ihr denn alles Gefühl für die Symbolik der architektonischen Kunstsprache verloren? Eine Festhalle müßt Ihr bauen, die ein Tempel der Wohlthätigkeit und der friedlichen Ergötzung ist. Ruhige, sanft ausklingende Linien müßten ihren Umriß rahmen. Das feinste, kultivirteste Zweckbewußtsein müßte in geduldeten Formen die Herrschaft von Ordnung, Vernunft und Behaglichkeit ausdrücken. Und statt mit bewehrten Zinnen und stacheligem Zinnenwerk ins Land zu drängen, sollte ihre milde Fassade mit einladend breiten Thoren und anmuthend gedehnten Rampen die Völker zu sich hurrufen und sprechen: Kehrt Alle ein unter mein schützendes Dach; hier ist Friede und Wohlsein!

Wien.

Dr. Franz Servaes.



Benigen ward es gegeben, einen Vabelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; Wenigeren, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei Euch in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken . . . Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben; er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile, in ein ewiges Ganze zusammengewachsen, hervortreten. Aber Schule und Prinzipium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit . . . Säule ist mitnichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen; und wo Ihr sie ansieht, sind sie belastender Ueberfluß. Eben Das gilt von unseren Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche. Eure Gebäude stellen Euch also Falschen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einörmigkeit die Seele unterdrücken müssen. Wohl! Wenn uns der Genius nicht zu Hilfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die Du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baum Gottes, der mit tausend Nisten, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters. (Goethe.)



Glossen.

Die Gebildeten des Inselreiches streiten sich, ob dem Evangelisten des Entwicklungsgedankens ein Marmordenkmal oder wenigstens ein Gedenkstein in der Westminster-Abtei gebühre. In dem Pantheon des nationalen Ruhmes, sagen die Einen, dürfe neben Charles Darwin, dem Biologen, dessen „Ursprung der Arten“ erst vier Jahre nach Spencers „Psychologie“ erschien (1859), der Philosoph nicht fehlen, dürfe der Mann nicht fehlen, der, als einer der Ersten unter den Modernen, den Lebensprozeß des Kosmos in physikalischen Ausdrücken wiederzugeben, auf wissenschaftliche Weise zu erklären versucht und die Grundbegriffe des sozialen Denkens in der ganzen Weite seiner Beziehungen revidirt habe. Dieser Anspruch läßt sich wohl begründen. Spencers Recht auf Unsterblichkeit beruht auf drei Leistungen: auf seinen Beiträgen zur Morphologie der Materie oder der Kosmologie; zur Morphologie der menschlichen Seele oder Psychologie; zur Morphologie der menschlichen Gesellschaft oder Soziologie. Die Leistung bleibt in der That staunenswerth, selbst wenn die Kritik Grund haben sollte, an Einzelheiten zu mäkeln, den Glauben an seine *méthode infallible et calculée d'être heureux* zu belächeln und die Vertheit vieler Verallgemeinerungen zu beanstanden. In kaum ermehlicher Fülle strömten von seinen zahlreichen, mit Cyclopienfließ gethürmten Werken Anregungen denen zu, die ein unzerstörbarer Lebensinstinkt treibt, modern zu sein und die Scheinweisheit der Theologen und Pseudophilosophen zu verachten. Schon daß er nied, sich mit halben Ueberzeugungen zufrieden zu geben, seine Prämissen stets zu Ende dachte und sein Leben, rücksichtslos und mannhaft, fern von den ausgefahrenen Gleisen ordnete und lebte: Das allein macht ihn uns werth, stemmelt ihn zum Helden; und wir begreifen, daß Abertausende seiner Landsleute, zu denen dieser seltene Erzieher in den vertrauten Klängen des Heimathdialekts sprach, ihn, den Befreier aus dem Joch niederziehender Vorurtheile, neben dem Sklavensbefreier Wilberforce verehrt sehen wollen. Und was sagen die Anderen? Mit Dem, was sie sagen, möchte ich den Leser eigentlich verschonen. Er wird sichs hinzudenken, wenn ich verrathe, was er ahnt: daß sehr ehrwürdige (*right reverend*) Mitglieder der Klerisei die Gegentruppe führen. Den Mann, der sich, bescheiden, mit dem frömmsten Mystiker einen Agnostiker nannte, schelten sie einen Atheisten; und sie fürchten, sie, die noch immer an ihren alten und neuen hebräischen Kleidern flüßen, er werde die alte Kultstätte schänden, die, unentweicht in ihr Heiligkeit, eine wunderliche Schaar von Heiligen, darunter sogar Romoedianten wie David Garrick und John Philip Kemble, schmückt. Schmerzlicher ist es, neben diesen Geistern, die groß sind im unduldsamen Anschwärzen und im Namen des Allgütigen stets absprechen und verwerfen, Gelehrte von Wissen und

Werth gegen Spencers Anspruch auf die Denkmal-Unsterblichkeit sich ereifern zu sehen; unter ihnen Lord Kelvin (Sir William Thomson), den bedeutenden Physiker. Aber wir wissen ja, wie unphilosophisch, wie unvernünftig, philosophische Erkenntniß zu würdigen, oft der glänzendste Fachverstand ist. Sie schmachten im Kerker eines mißverstandenen Realismus und wollen uns, die an den facultés dispersives leiden, einreden, nur da sei grüne Weide. Uebrigens verdient Spencer (Das sei deutschen Vertleinerern gesagt) allein schon als Organisor der soziologischen Sammelarbeit Bewunderung, wenn man sich berufen glaubt, über seinen großartigen Entwurf einer Gesellschaftslehre auf prähistorischer Grundlage zu lächeln. Zu lächeln wie die Schüler über ihre besten Lehrer: die Männer, die sich am Schnellsten überflüssig machen.

Theodore Roosevelt hat zur Eröffnung des Kapitols von Harrisburg am vierten Oktober eine beachtenswerthe Rede gehalten: ich weiß nicht, ob der Geist so zu sagen soziologisch begründeter Menschenfreundlichkeit jemals einen so klassischen Ausdruck gefunden hat, wie, nach seines Freundes Münsterberg Rezept, eine innerliche aristokratische Ergänzung zum herrschenden demokratischen System es verlangt. Einige Sätzchen als Probe. „Es gilt, ein Bollwerk zu errichten gegen die großen Geldinteressen, die Macht der entfesselten Gier zu brechen, so daß dem Kapital, der Arbeit und dem allgemeinen Publikum die selbe gerechte Behandlung zu Theil werde“. Ich mache auf die interessante Nebeneinanderstellung ökonomischer Denkbegriffe (Kategorien), vulgo Abstraktionen, und der ungeschiedenen Masse wirtschaftender Individuen aufmerksam, von der wir rückständigen Europäer bisher angenommen haben, sie umfasse Kapitalisten aller Art und Arbeiter aller Art. Interessant und für uns neu. Vielleicht wird an den von Roosevelts Gunst beschiedenen Universitäten Harvard und Yale nach diesem Eintheilungsprinzip Wirtschaftskunde bereits gelehrt. „Besser als der Versuch, durch neue Erfindungen aus dem Unbekannten das industrielle Wachsthum zu beschleunigen, ist die den Amerikanern zufallende Aufgabe, der vorhandenen Civilisation eine neue Form zu geben“. Für die Substanz dieses Sages bürgte ich; schon Andrew Carnegie hatte mir, in einer visionären Stunde, verrathen, daß das senile Europa die neue Form der Civilisation aus Amerika bald fertig zu beziehen haben werde („Zukunft“ XIV, 2); die Idee scheint also im Bewußtsein der Führenden drüben fest verankert. Aber die Form, die Form . . . Es war mir schwer, aus dem an Blödsinn streifenden Zeitungsbericht den Sag zu rekonstruiren. Hier ertappen wir senil gescholtene Europäer den Van-Amerikaner, trotz der „Liefendimension“ seiner aristokratischen Verfeinerung, auf einer Rückständigkeit: giebt's irgendwo in deutschen Landen einen Serenissimus, der, ohne Begleitung eines Stabes vereideter Stenographen, die für die Worttreue mit ihrem Kopfe

haften, den Mund aufzuthun wagte? . . . Aber sicher interessiert den Leser mehr als die Form rooseveltischer Sätze die Form der neuen Civilisation, die er großmüthig in Aussicht stellt; mich nicht weniger, der ich seit vielen Jahren im Nebel des Zukünftigen sie zu erkennen suche und froh wäre, die Heilbotschaft als Erster nach Europa bringen zu dürfen. Leider betrachte ich mich als durch unsere Theorie und Praxis zu verwöhnt, um in diesem positivsten aller rooseveltischen Sätze Neues, Zukunftschwangeres, Prophetisches zu erblicken: genau überwachte Privatbahnen sind unvergleichlich besser als Staatsbahnen. Es kreihen die Berge . . . Ob für diese Armuth einige tönende Worte entschädigen? „Solche Civilisation sollte keine bloße Autokratie sein, weder Bankhaus noch Wallstraßen-Syndikat; dürfte auch nicht in Pöbelherrschaft mit Klassenhaß, Groll und Brutalität ausarten; denn Das würde das Ende jeder Civilisation sein“. Sollte nicht, dürfte nicht: so nimmt sich die Weisheit aus, mit der der schnell um sich fressende Groll der Ritter der Arbeit besänftigt, der stetig wachsenden Ausbreitung der vom Goldgräber Henry George popularisirten Sozialistenlehre Einhalt gethan werden soll. Des Präsidenten sozialpolitische Anschauung darf aber als bekannt vorausgesetzt werden. Wir Deutsche nennen sie die organische, weil sie nicht atomistisch ist, und hoffen, daß die von Hegel eingeführte dialektische Selbstbewegung der Begriffe die polaren Gegensätze von Reich und Arm, Trustmagnaten und Lohnsklaven versöhne, als Nebeneffekt Thron und Altar auf den Fels der Ewigkeit gründe; Herr Roosevelt und seine Amerikaner hoffen das Selbe, als Nebeneffekt aber, daß er zum zweiten Mal als Präsident der Vereinigten Staaten wieder gewählt werde. Das ist bekanntlich aber eine heikle Sache, die uns zwingt, still zu stehen. Am Tag seiner Wahl, in der seine Volksbeliebtheit in Riesenziffern zum Ausdruck kam, erklärte er in seiner Botschaft an das amerikanische Volk: „Unter keinen Umständen werde ich ein zweites Mal kandidiren, eine Wiederwahl annehmen“. Grund: das Interesse an der Erhaltung republikanischer Prinzipien. Was ist inzwischen Ungeheures denn geschehen, das ihn zwänge, dem freilich gegebenen Versprechen untreu zu werden? Braucht man, zur Durchführung des Imperialismus ältesten Stils, einen Caesar up to date? Ist ein neuer Sezessionkrieg, diesmal etwa zwischen Ost und West, zu fürchten? Oder hängt der Fortbestand der Vereinigten Staaten an der unersüßlichen Durchführung einer Reform der krauen englischen Orthographie, um die sich neuerdings dieser allinteressirte Präsident, neben dem Schalk Mark Twain und dem unvermeidlichen Andrew Carnegie, krampfhaft bemüht? Fast scheint's so; denn ein ohne Zweifel im Weißen Haus inspirirter Artikel in der North American Review, vielleicht dem ehrlichsten Spiegelbild von des Yankee Streben und Hoffen, sagt: in zeitgeschichtlich wichtigen Augenblicken, in denen sich „um die Wohlfahrt von Millionen

Menschen“ handle, gebe „die buchstäbliche Interpretation einer individuellen Aeußerung von weitreichender Bedeutung nicht nothwendig thatsächlichen Sinn wieder“. Hinter dem *Q* des Verfassers verbirgt sich (eine Bemerkung im Notizbuch des Herausgebers verräth es) ein sehr hoher, ganz sicher dem engsten Freundeskreis Roosevelts zugehöriger Beamter, der für sich einen persönlichen Antheil an der Wiederwahl des Präsidenten energisch ablehnt. Auch dieser Artikel gehört zum Bilde des Mannes und verdient, beachtet zu werden; er beweist, daß auch der Byzantinismus gelehrt sein will, daß nicht der erstbeste Dilettant seine so zarten, ästhetischen Formen zu brauchen versteht. D's Beweisführung würde vielleicht sogar in der Türkei Kopfschütteln erregen, im Zarenreich sicher homerisches Gelächter auslösen. Um zu zeigen, welche Ausnahmestellung man den Fürsten in monarchischen Staaten, trotz ihrer gesunden Volksmoral, zuerkennt, wird gesagt, sie brauchten verlorene Wetten nicht zu bezahlen, dürften sich offen Maitressen halten, durch neckische Spielereien sich die Zeit vertreiben und überhaupt, wie auch sonst Ausnahmemenschen, die Fesseln der Konvention je nach den Geboten des eigenen Gewissens tragen oder abwerfen. Das eigene Gewissen! Meinte nicht schon Goethe:

Geschwind nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findest Du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.

Q. zweifelt nicht daran . . . Dann erst kommen, als Mark der Begründung, lange Citate aus Machiavellis Fürstenbuch. Spottet seiner selbst und weiß nicht: wie. Der Moraltrompeter im Weißen Haus wird mit Lorenzo de' Medici, das Italien der Hochrenaissance mit Goldbergers Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die chronische Anarchie in den von Päpstern und Nepoten ausgefogenen Apenninstaaten mit den wohlgeordneten und gestüteten Vereinigten Staaten verglichen, die bisher ohne jede Däumling-Vorsehung ihren Weg zu finden wußten. Wenn in Roosevelts Bemühen überhaupt eine stetige Richtung zu erkennen war, konnte es nur der vom Puritanerideal seiner Väter genährte Wille sein, die Politik zu einer Provinz der Moral zu machen. Und nun? Ist Nordamerika staatsstreichreif geworden? Wir Europäer stehen erstaunt vor dem Räthsel, daß die Intelligenz des Riesenreiches (denn die heißt die N. A. R.) sich das untreife Gefammel eines Offiziosus gefallen läßt und die eingerührten Brocken unverdaulicher historischer Erinnerungen nicht unwillig ausspeit.

Run aber, um reinere Luft zu schlürfen und in den uns vertrauten Kulturkreis des thorough-bred gentleman zurückzukehren, schnell ins schottische Hochland, wo Lord Rosebery an der vom Balladendichter Hamilton von Bangour geweihten Stätte ein neues Irrenhaus eröffnet und beim Festbanket dem lokalen Ereigniß einige Worte widmet. Was scheren uns schottische Siechenhäuser? Gewiß: der Anlaß der Rede ist ferner Stehenden gleichgiltig; nur zufällig

fiel, beim Durchblättern englischer Zeitungen, das Auge auf den Bericht des Vorganges; aber einmal gefesselt, enthüllte es das reizvolle Bild des britischen Aristokraten in wohlthuendem Gegensatz zum allzu menschlichen Uebermenschen-
thum Roosevelt's, das, in hitzigem Wettstreit, die Presse beider Welten mit anwidernder Aufdringlichkeit vor uns aufrichtet. Die Frische, die Anmuth, die Unaufdringlichkeit, mit der Pointen über die Rede ausgestreut werden, vergolden bei Rosebery selbst Banalitäten; wie er, bei Tisch, Ernst und Scherz zu mischen versteht, ist bezaubernd; und die Regsamkeit seines sozialen Bewusstseins, der moderne Glaube, der in Krankheit und Verbrechen nur wissenschaftliche und ökonomische Unwissenheit sieht, berühren an dieser saturirten Persönlichkeit herzlich sympathisch. Solche Menschen haben Kultur; und so lange Großbritannien Typen wie diesen hervorbringt, so lange es in ihnen das Ideal verehrt, dem, auch ohne die Millionen Roseberys, nah zu kommen, fast in jedes Mittelklassenmenschen Macht steht, werden wir nicht aufhören, zu glauben, daß die alte Welt der neuen an echter Kultur noch immer überlegen ist. Denn unser Begriff von ihr hat auch (und vor Allem) ästhetische Merkmale, nicht nur, wie der amerikanische, technische und grob moralistische.

Bernard Shaw ist auf dem besten Wege, durch seine satirischen Ausfälle gegen die sozialdemokratische Orthodoxie sich das Herz unserer Bourgeoisie zu erwerben. An seinen witzigen Theaterstücken findet sie nur sehr bedingt Gefallen, übt sie die Kritik des bekannten Gesunden Menschenverstandes, der dort, auf ästhetischem Gebiet, seine magenstärkenden Ansprüche stellt. Aber den Gesunden Menschenverstand in seiner Kritik unserer unentwegten Genossen findet sie prachtvoll. Neben der Spar-Agnes, Eugen Richters phantasievoller Schöpfung, im Kampf gegen den Sozialismus wohl zu brauchen. Spasmodisch ist nur, daß die Presse, die ihr dient, nicht verräth, welche führende Rolle Shaw seit Jahren, längst bevor er (oder die Hörschaft) sein Talent für das satirische Schauspiel entdeckte, unter den Fabiern spielte. So nennt sich drüben eine Gesellschaft von dogmenlosen Sozialisten, die nächste Ziele den phantasievollen Endzielen voranstellt, eine langsame („organische“) Sozialisirung der wirtschaftlichen Thätigkeit erstrebt und auch thatsächlich durch die außerordentlich geschickte und intelligente Art ihrer Propaganda das politische Denken von Hunderttausenden wirksam beeinflusst. Shaw gehört zu den Begründern der Gesellschaft und hat, mit dem unbestechlichen Blick des geborenen Satirikers, früher als selbst die geschicktesten seiner Genossen (darunter befinden sich Leute wie Sidney Webb) die Gefahren gewittert, die der gesellschaftlichen Entwicklung durch starres Festhalten am Bekenntniszwang erwächst. Unter den von der Gesellschaft vertriebenen Propaganda-Schriften, den Fabian Tracts, nehmen die Shaws auch sachlich, neben denen des Ehepaars Sidney und Beatrice

Webb, die erste Stelle ein; aber ihrem Stil und ihrem Ton nach treten sie außer Reihe und Glied. Es sind Meisterstücke der Dialektik, und so groß ist, bei allem Ernst der Grundüberzeugung, die Freiheit vom sozialdemokratischen Vorurtheil, so wach das Mißtrauen gegen die eigene Vortrefflichkeit, so aufrichtig der Haß gegen die Methode der großen Worte und revolutionären Geberden, so stark, längst vor der Epoche der hohen Lantienem und des Rentengenußes der schwer reichen Frau, das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Gesellschaft, die man an Haupt und Gliedern doch reformbedürftig glaubt, daß man ahnt: dieser so reiche, aber von der Skepsis immer wieder ins Reich individueller Freiheit gelockte Geist werde auf politischem Felde seine höchsten Siege schwerlich erröckten. Daher seien die Abhandlungen: „Die Unmöglichkeiten des Anarchismus“ und „Die Gesellschaft der Fabier“ Sozialpolitikern wie Aestheten gleich warm empfohlen.

Nachschrift. Mancher Leser der „Zukunft“, der meinen Beiträgen eine liebenswürdige Beachtung schenkt, wird sich vielleicht noch des harmlosen Artikels erinnern, der unter dem Titel „Britische PhiloGermanen“ in den Hundstagen des verfloßenen Sommers hier abgedruckt war. Ich nenne den Artikel harmlos, weil die Thatfachen, an die er erinnerte, so wenig neu waren, wie ihre Interpretation als sensationell aufgepußt gelten durfte. Um den im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts von Thomas Carlyle im Britenreich begründeten Goethe-Kultus wissen nicht wenige Gebildete haben und drücken; und auch, daß er ideell keine rechten Folgen hatte, darf eher als bekanntes Faktum angesehen denn als subjektive, willkürliche Deutung der Historikritik unterzogen werden. Indem ich, zur Zeit der heißesten Verdrüderungsfeste zwischen deutschen und englischen Journalisten, auf die von Carlyle egypträumten Tugendbünde britischer PhiloGermanen die Aufmerksamkeit zurücklenkte und aus völkerysihologischen Gründen plausibel zu machen suchte, warum diese Bünde im Vereinigten Königreich nicht gedeihen konnten, sie so wenig wie der Goethe-Kultus, war ich mir bewußt, zwar „nur“ ein „aktuelles“ Thema innerhalb der Schranken meines Wissens und Könnens zu behandeln; aber ich näherte, so weit ich die Wirkung überhaupt vorherbedachte, die Hoffnung, manchen Leser zu belehren, ohne irgend einen zu verletzen. So dachte ich, so dachte, offenbar billigend, der Herausgeber; so denkt aber leider nicht der Mann, der die Ehre hat, von der Neuen Freien Presse in Wien am Hofe von Saint James beglaubigt zu sein, und den ich den weniger bibelhesten Lesern dieser Zeitschrift hiermit feierlich vorstelle: er heißt Samuel Schibrowitz und ist Doktor der Philosophie. Seit 1873, dem Todesjahr John Stuart Mills, lebt er in London; seit 1876 ist er beglaubigt, dem denkwürdigen Jahr, in dem ich dem Cheetham Hill College in Manchester als Abo-Schülze zugeführt wurde. Solchem Mann ist ein Urtheil darüber, welche Bildungart in den Kreislauf des englischen Blutes paßt, welche nicht, doch wohl zugutruuen, nicht wahr? Das war ja die Frage, der meine Untersuchung galt.

Selbst weniger Begabten gelingt nun der Prozeß der Einfühlung in eine fremde Volkspsihy bei langem, vertrautem Umgang oft überraschend gut; aber es ist nicht anzunehmen, daß die klugen Leiter des wiener Weltblattes eine mindere Kraft nach London geschickt haben sollten. Der Prozeß der Einfühlung scheint in Herrn Schibrowitz sich thatächlich nach einer Richtung hin recht gründlich vollzogen zu haben: er hat das

Deutschschreiben gründlich verlernt und, über der Anpassung an das englische Nilieu, offenbar völlig vergessen, daß auch die Deutschen sozusagen ein Kulturvolk sind, im Verkehr mit einander civilisirte Sitten beobachten und, wenn sie sich schriftlich Etwas zu sagen haben, Dies in ästhetischen Formen thun. Der Brief an den Herausgeber, der die Anklage gegen meinen Artikel enthält, könnte fast den Verdacht wecken, daß sein Schreiber sich nicht in gebildeter Gesellschaft bewegt. Sein Inhalt ist freilich interessanter. Ich hatte geschrieben: „John Morley, der geistvollste Minister des regirenden liberalen Cabinets, der einzig wirkliche kontinental gebildete Mann in diesem Kollegium dilettirender Schöngeister (Birckel, Galdane), hält sich dem Wirken der Friedensapostel zwar auffallend fern.“ An diesem Satz nimmt Herr Schidrowitz Anstoß; er meint, in ihm stecke mehr Ueberlegenheitsdübel als in sämtlichen Phrasen (gemeint sind: abschätzig und dünnelhaftige Aeußerungen) Palmerstons über Deutschland. Ich überhöre die mich schmeichelnde Gleichsetzung meiner Urtheile mit denen eines der Väter des heutigen Imperialismus und meine, daß jeder naive Leser gemerkt hat, warum auf die kontinentale Bildung Morleys nachdrücklich hingewiesen wurde. Ich wollte sagen, daß dieser Mann, der in der kontinentalen Literatur der Aufklärungszeit, besonders des französischen Enzyklopädismus des achtzehnten Jahrhunderts, heimisch ist wie kaum ein Zweiter unter den Lebenden; dessen Herz an den philosophischen und sozialpolitischen Idealen dieser Zeit mit grenzenloser Liebe hängt; auf dessen Stil der *style lumineux* der Voltaire und Diderot geradezu abgefärbt hat, so sehr, daß romanische Klarheit und Züchligkeit seine auszeichnenden Merkmale geworden sind; der in den Formeln Comtes denkt und in Goethes Gefühlskreis kein Fremder ist, — daß dieser Mann wohl seine besonderen politischen Gründe hatte, sich von denen fernzuhalten, deren Wesensart, so weit sie nicht individuell ist, er besser kennt und höher schätzt als einer seiner Kollegen. Der Satz ist lang, aber sein Sinn doch wohl klar. Daß dieser kontinental gebildete Morley die Berührung mit Deutschen mied, weil sie Deutsche sind, war eine absurde Annahme; nicht minder, daß er, der, als Herausgeber der *Pall Mall Gazette*, selbst Journalist war, sie als Journalisten gemieden haben sollte; also . . . Der ganze Satz wurde nur geschrieben, um durch Hinweis auf die Zurückhaltung Morleys die Kraft meines Argumentes zu erhöhen: das Verdrüßungstest werde politisch wirkungslos bleiben. Ich dachte nicht daran, zu behaupten, was Herr Schidrowitz mir unterschiebt: nur der kontinental gebildete Engländer sei der auswählte. Um so weniger, da mein Artikel nicht das Politische, sondern das Völkerpsychologische im Auge hatte. Von englischen Bildungsidealen war die Rede, freilich nur so im Allgemeinen; und im Besonderen davon, daß dem gebildeten Durchschnittsengländer, und nicht nur ihm, deutsche Art und Kunst ganz und gar nicht sympathisch, ja, unfremd sei; was, umgekehrt, vom Verhältnis des gebildeten Durchschnittsdeutschen zur englischen Art sich nicht sagen lasse: in ihm stecke viel mehr Kenntniß und Anerkenntniß. Und ich fügte zum Schluß hinzu, was meine gütigen Leser längst wissen und Herr Schidrowitz aus meinen früheren Artikeln in der Frankfurter Zeitung (die liest doch der in der Citylandschaft der Tyrogmortonsstreet Heimische?) hätte wissen können: daß wir nie aufhören dürften, die herrlichen Eigenschaften der Engländer zu bewundern. Herrlich, vielleicht, weil sie noch nicht durch kontinentale Bildung verbildet sind.

Genug. Die ganze Angelegenheit ist ja nur wichtig als Symptom. Sie zeigt, wie Recht der Zeitungsbefitzer hatte, der einst sprach: Je weniger der Journalist weiß, desto besser schreibt er. Herr Schidrowitz weiß vielleicht nicht viel. Aber er schreibt darum gut.

Dr. Samuel Saenger.

Chodowiecki als Zeichner.*)

Die heute, so war schon vor hundert Jahren und etlichen Jahrzehnten der Name Chodowiecki allen Sammlern deutscher Kupferstiche bekannt und werth. Mit ihm verband sich ja der in Deutschland damals recht seltene Ruhm eines technisch tüchtigen Künstlers, in dessen Werken auch alle guten Eigenschaften eines feinen, erfindungsreichen und zugleich menschlich liebenswürdigen Mannes zu Tage traten. Der Meister ziellich radirter Illustration fand nur zu oft kaum Zeit genug, um alle Bestellungen der Buchverleger auszuführen und das Verlangen der Liebhaber nach seinen Blättern und Blättchen, die durch tiefe Empfindung, anmuthigen Geist und Naturwahrheit jeden Beschauer entzückten, zu befriedigen.

Die Zahl dieser Arbeiten beläuft sich auf mehr als zweitausend Nummern, von denen wiederum viele in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt und verbreitet wurden. Daher sind sie bis auf eine Reihe von Seltenheiten leicht zugänglich und übrigens auch zum Theil in guten modernen Reproduktionen billig zu erwerben: sie allein bilden schon ein Lebenswerk, das unsere Bewunderung und Hochachtung hervorruft. Unsere Schätzung des Künstlers würde aber noch steigen, hätten wir eine genügende Kenntniß von den unzähligen Miniaturen und Emailen, die er während der ersten Hälfte seines Lebens ausgeführt hat. Hier sei daran erinnert, daß der Meister am sechzehnten Oktober 1726 in Danzig geboren, zunächst für den Handel erzogen wurde, dann aber, nachdem er 1743 nach Berlin übergesiedelt war, seine dilettantisch erworbenen Fähigkeiten im Zeichnen und Malen anfangs für Anfertigung billiger Schmucksachen und Verloren verwerthete und allmählich durch eifernen Fleiß und Selbstkritik sich zu einem Künstler entwickelte, der mit seinen emailirten Dosenbildchen und Miniaturbildnissen ein großes Publikum gewann und sogar für den König und die Höfe der königlichen Anverwandten arbeitete. Diese Thätigkeit gab er erst gegen 1780 auf, als seine Radirkunst, die er seit 1757, zuerst bloß zu seinem Vergnügen und probeweise, seit 1764 aber ernst-

*) Die Werke der großen Maler sind im Lauf der letzten Jahre dem Publikum in wohlfeilen Ausgaben zugänglich gemacht worden. An billigen Ausgaben der Werke großer Zeichner (und der Handzeichnungen bedeutender Maler und Bildhauer) hats bisher aber gefehlt. Und doch lehrt gerade die Zeichnung uns den Künstler und die Welt seiner Kunst erst recht erkennen; sie ist im eigentlichen Sinn seine Handschrift. Der Verlag von Julius Bard hat nun beschlossen, solche Sammlungen zu veröffentlichen. Die Reproduktionen sollen vorzüglich und die Preise der einzelnen Bände dennoch gering sein. Die Leitung des Unternehmens, das den Titel „Handzeichnungen großer Meister“ trägt, ist den Kunsthistorikern Dr. Jaffé und Dr. Sachs, die Ausstattung Herrn E. H. Weiß anvertraut; jeden Band soll ein hervorragender Spezialforscher (Bode, Tschudi, Wölfflin, Schaeffer und Andere) mit einer Studie einleiten; die den Blättern anzufügenden Erklärungen sollen möglichst knapp gehalten werden. Denn man soll den Künstler hören, nur den Schöpfer dieser Blätter, und die Stimmung, die er schaffen wollte, nicht durch Wortschälle, durch überflüssige Kommentare stören. Wird der Plan so ausgeführt, wie er gedacht ist, dann haben wir ein schönes und nützliches Werk zu hoffen. Den ersten Band („Daniel Chodowiecki's Handzeichnungen“), der nächstens erscheint, leitet die hier veröffentlichte Studie des Herrn Geheimrathes von Lettingen ein.

hafter betrieben hatte, sich so vervollkommnete, daß er es wagen konnte, sich ihr ganz zu widmen. Die Emailen und Miniaturen aber sind, was bekanntlich das Schicksal der meisten kleinen Luxusgegenstände ist, bis auf wenige Exemplare (und wahrscheinlich wohl nicht die besten) verloren gegangen. Was wir von ihnen kennen, ist, mit guten französischen Arbeiten jener Zeit verglichen, nicht eben außerordentlich zu rühmen, aber doch gut genug, um uns gegenüber den Erzeugnissen der meist sehr schwachen deutschen Kollegen die Chodowieds mit Respekt betrachten zu lassen. Außerdem verrathen sie uns, durch welche Schulung die Hand des Künstlers ihre unvergleichliche Geschicklichkeit im Zeichnen und Radiren erwarb.

Es wäre seltsam gewesen, wenn der Aquarellmaler sich nicht auch in der Delmalerei versucht hätte; und wirklich hat Chodowieds, zwar ganz autobiographisch, aber eine Zeit lang voll Hingabe, sich mit ihr beschäftigt. Doch beherrschte er, an das Miniaturformat gewöhnt, die größeren Maße nicht recht sicher, und da er kein lohnendes Ziel seiner Mühen dabei sah, so verzichtete er nicht eben schweren Herzens auf diesen Kunstzweig. Immerhin sind zwanzig bis dreißig meist kleine Delbilder, Portraits und Genreszenen, von ihm erhalten, aber so wenig wie die uns überkommenen Emailen und Miniaturen ergänzen sie in ansehnlicher Weise seinen Ruhm als Kupferstecher.

Dagegen geschieht Dies in hohem Grade durch des Meisters Handzeichnungen. Gezeichnet hat der Unermüdlische von Jugend auf und sein ganzes Leben lang; wäre er dabei etwas weniger einseitig verfahren, so dürfte man ihn in dieser Beziehung geradezu mit Adolf Menzel vergleichen. Von seinen Zeichnungen sind nicht weniger als etwa viertausend Stück noch vorhanden, und wer sie kennt, hat an ihnen nicht nur einen unmittelbaren Genuß, sondern sieht auch, da sie zum großen Theil Vorarbeiten zu den Radirungen sind, durch sie die Bedeutung des radirten Werkes wesentlich wachsen. Es ist deshalb wohl wünschenswerth, daß diese Schätze nicht nur in den Museen und großen Privatsammlungen ruhen, sondern auch in guten Wiedergaben dem geboten werden, der nach ihnen verlangt, ohne die Originale erwerben oder nach Belieben betrachten zu können.

Von Reproduktionen dieser Handzeichnungen sind bis jetzt nur zwei größere Gruppen erschienen, beide im Verlag von Amster & Kutschardt in Berlin. Die eine brachte 1885 eine kritisch allerdings nicht genügend gefichete und auch mangelhaft geordnete Auswahl aus der seitdem aufgelösten Sammlung Gebick, die andere (eine zweite, ganz neu gestaltete Auflage erschien 1895) die Faksimile-Wiedergabe sämmtlicher Blätter zu des Künstlers „Reise von Berlin nach Danzig“. Die bei Julius Bard erscheinende Sammlung von Reproduktionen ist dagegen der erste Versuch, durch eine beschränkte Anzahl von Blättern in streng chronologischer Reihenfolge und versehen mit sachlichen Erklärungen einen Ueberblick über Chodowieds ganzes zeichnerisches Schaffen in den Hauptperioden seiner Entwicklung und auf den Hauptgebieten seiner künstlerischen Thätigkeit zu vermitteln. Zu diesem Zweck wurden unzweifelhaft echte Arbeiten aus fünf Jahrzehnten zusammengestellt und bei der Auswahl freie Figurenstudien und Studien zu einzelnen Figuren für größere Kompositionen, Bildnißstudien und ausgeführte Bildnisse, flüchtige und ausgeführte Entwürfe für einzelne Kupferstiche, für Kalenderkupfer und Buchillustrationen, endlich die Albumblätter berücksichtigt.

Die Hauptquelle für die mancherlei mitgetheilten Einzelheiten in den Er-

klärungen zu den Zeichnungen ist das französisch geschriebene Tagebuch Chodowiedis, das für eine allerdings nur zu oft unterbrochene Reihe von Jahren erhalten ist und von seinen jetzigen Besitzern in dankenswerthester Weise mit zur Benutzung für meine 1895 im Verlage von G. Grote erschienene Biographie des Meisters („Daniel Chodowiedi, ein berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert“) überlassen worden war. Daneben wurde natürlich der an positiven Angaben aller Art so reiche Katalog von Wilhelm Engelmann „Daniel Chodowiedis sämtliche Kupferstiche“ häufig zu Rath gezogen.

Chodowiedi wuchs zwar, da sein Vater Kornhändler war, in einem Kaufmannshaus und als Danziger in einer Handelsstadt auf, aber weder in seiner näheren noch in der weiteren Umgebung fehlte es völlig an Kunstsinne und Kunst. Die an sich schon materische und prächtige Stadt bot ihm auch in den Gemälden ihrer Kirchen und ihres Artushofes manche Anregung; und in der Familie wurde das Miniaturmalen als kleiner Nebenverdienst eifrig betrieben; so gewöhnte sich der immer beobachtende Knabe, der ein vorzügliches Formengedächtniß hatte, schon früh an zeichnerischer Darstellung, und während er mit unpraktischen Lehrbüchern der Zeichnungskunst geplagt und zum handwerkmäßigen Miniaturkopiren angehalten wurde, suchte er sich daneben auch auf eigene Hand, allerdings nicht durch Einbringen in die Natur, sondern zunächst nur durch das Studium und Abzeichnen französischer Kupferstiche, weiterzubringen. Der Erfolg dieser Bemühungen kam den Miniaturen zu Gute, die unter seinen Fingern, wie wir hörten, besser geriethen, als man es damals sonst gewohnt war; die wenigen Zeichnungen freilich, die uns aus den letzten danziger Jahren und aus den ersten Zeiten des Aufenthaltes in Berlin erhalten sind, zeigen, sofern sie die Natur wiedergeben wollen, eine rührende Realvetät, und wo sie die herkömmlichen Kokostoffe behandeln, die Theaterfigürchen und Scherzfiguren à la Watteau und Ähnliches, noch nichts Anderes als eine hart französische Routine. Chodowiedi hatte sein dreißigstes Lebensjahr bereits überschritten und sich den Ruf und das Verdienst eines geschickten Miniaturmalers und Emailleurs erworben, ehe die innere Stimme, die ihn allmählich denn doch zum ernstern Studium der Natur antrieb, in ihm übermächtig wurde. Es war, als gingen ihm die Augen endlich auf: er sah um sich her in jeder, sogar in der damals so einformigen berliner Umgebung überall malerisch oder vielmehr zeichnerisch Reizvolles, das sich merklich abhob von Dem, was in französischen und englischen Stichen, zur Darstellung umgemodelt, malerisch erschien. Während er seine in manchen Beziehungen etwas handwerkmäßige Kunst ruhig weiter trieb, begann er, mit dem Bleistift in der Hand nach schönen Naturmotiven zu schauen und zu skizziren, was ihn irgendwie interessirte und anzog. Das waren zunächst die Gruppen seiner Angehörigen, Freunde und Freundinnen, wie sie sich in den Wohnräumen oder draußen bildeten und bewegten. Das waren auch charakteristische Straßenfiguren und Straßenszenen, die ihm irgendwo durch auffielen. Merkwürdig ist dabei, daß weder Thiere noch Landschaften ihn beschäftigten; er ist in ihre Seele nie gedrungen, und wenn er ihrer zu seinen Kompositionen nicht entbehren konnte, so fielen sie immer mehr oder weniger schematisch aus. Von solchen leichten Bleistiftstudien sind aus den Jahren 1758 bis 60 mehrere Hunderte gesammelt und erhalten worden; sie gehören zu den überzeugendsten Beweisen für die große, leider erst spät erwachte Begabung des Künstlers. Daß er von 1758 an, nachdem er mit

schwerfälliger Hand ein paar unselbständige Blätter zu radiren versucht hatte, die Nadel benutzte, um manche jener Studien und Skizzen durchzuarbeiten und auf die Platte zu übertragen, konnte ihn nur noch tiefer in das genaue Studium der menschlichen Formen und der Bewegungen natürlich auftretender Personen einführen.

Während sich nun Chodowiecki's Produktion von Radirungen in rascher Folge steigerte, wuchs, wie sich von selbst versteht, auch die Zahl seiner Zeichnungen. Wo der Stoff es ihm irgend gestattete, gab er die konventionellen Figuren und Posen auf, um lebensfähige, natürlich empfindende, individuell differenzirte Personen zu schaffen. Dazu bedurfte er fleißiger Vorstudien; und so entstanden nicht nur flüchtige Entwürfe mit Tinte, Bister, Röthel oder Bleistift zu den geplanten Kompositionen oder deren einzelnen Gruppen, sondern es wurde auch jede irgendwie wichtige Figur in Kostüm, Stellung und Ausdruck so weit wie möglich nach lebenden Modellen ausgearbeitet. Handelte es sich um Anfertigung einer Vorlage für den Stich durch einen anderen Künstler, so mußte die ganze Darstellung genau durchgeübt worden, was immer in Form einer sauber labirten Tuschzeichnung geschah. Bedenken wir nun die Zahl der Stiche und fügen die der unmittelbar für sie nöthigen, vorbereitenden Zeichnungen zu ihr hinzu, so kommen wir bereits zu einer Gesamtsumme von vielen tausend Blättern.

Der Stil dieser Studien und Entwürfe für den Kupferstich bleibt während der etwa vierzigjährigen Thätigkeit Chodowiecki's als Radirer (er starb am siebenten Februar 1801) ziemlich stabil. Da seine Illustrationen zum größten Theil der schönen Literatur seiner Zeit gewidmet waren, so bildete die bürgerliche Gesellschaft den Hauptgegenstand seiner Darstellung. Er gab sie mit dem Bestreben, möglichst treu und wahr zu sein, wieder und hütete sich, so lange es ihm möglich war, vor dem Manierismus, dem er freilich doch selten ganz entging, wie denn, zum Beispiel, seine Vorliebe für zu kleine Köpfe auf überlangen Körpern wohl manieristisch genannt werden muß. Im Lauf der Jahre wechselten die Moden der Kleidung, der Coiffure, der gesellschaftlichen Tourure: diesem Wechsel folgten natürlich die Zeichnungen; aber wie die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben, so werden auch Bewegung und Ausdruck der Gestalten Chodowiecki's nie ganz andere; nur erscheinen in seinen letzten Jahren die Figuren steifer und mühsamer. Wo es sich aber nicht um realistisch zu fassende Menschen, sondern um allegorische Personen oder solche in älteren historischen Kostümen handelte, wo also eine genaue Naturbeobachtung ausgeschlossen war, da entstanden von Anfang an und bis zuletzt unter dem Zeichenstift des immer etwas nüchternen Meisters in der Regel nur einfältige oder leere Masken, die zum Theil in fataler Weise an ganz konventionelle akademische Vorbilder erinnern. Es war die mißverstandene hohe Kunst, das in der Spätrenaissance ausgebildete antikisirende Ideal, das den nie anders als genrehast empfindenden Chodowiecki auf Abwege führte, ohne daß er selbst sich Dessen als eines Irrthumes bewußt wurde. Ist doch von je her ein idealistischer, sozusagen hieratistischer Stil bei allen feierlichen und repräsentirenden Darstellungen für obligatorisch gehalten und gegenüber der nie ganz abgestorbenen, weil unentbehrlichen realistischen Kunst gepflegt worden: aber nur wenige, als Stilisten geborene Künstler waren berufen, die schematischen Formen mit einigem Leben zu erfüllen, während die übrigen, unter ihnen Chodowiecki, deren Begabung auf anderen Gebieten lag, aus Hochachtung vor der Tradition auch ihre unzulänglichen Erzeugnisse gelten ließen.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich auf die Gegenstände der als Vorarbeiten für eigene und fremde Kupferstiche angefertigten Zeichnungen des Meisters eingehen. Hier aber sind noch die Gruppen von Zeichnungen zu erwähnen, die weder zu den ersten Bleistiftstudien nach der Natur noch zu den Stichen gehören.

Da haben wir in langer Reihe die Zeugnisse für Chodowieckis verständigen und gewissenhaften Fleiß: was sonst kein Miniatur- und Portraitmaler für nöthig hielt, that er mit Sorgfalt und Eifer: er hat Jahrzehnte lang in Privatkreisen und in der Berliner Kunstakademie Aste, nackte Körper lebender Modelle, zu seiner Uebung im Beherrschen der Detailformen gezeichnet. Man nahm damals fast ausschließlich Soldaten, deren es ja in Berlin die bestgewachsenen gab, zu solchen Modellen, brachte sie unter eine helle Lampe mit Reflektoren und gab ihnen Stellungen, die manchmal an Antiken erinnerten, manchmal auch frei erfundene plastisch oder malerisch wirksame Motive darboten. Mit Rothel, schwarzer und weißer Kreide wurden diese Figuren, etwa ein Drittel lebensgroß, womöglich im Lauf eines Abends gezeichnet und ausschräffirt: von Chodowiecki wissen wir, daß er mit noch größerer Schnelligkeit arbeitete und oft in einer Sitzung ihrer zwei vollendete. Auch sagte man ihm nach, daß er mit ungewöhnlicher und den Manieristen anseßiger Genauigkeit alle körperlichen Eigentümlichkeiten (also auch die Schönheitsfehler) der Modelle nachbildete, während die Anderen vor dem lebendig pulsfrendenden Körper schon an eine ähnlich bewegte Ansicht zu denken pflegten und eine idealisirte, gipfeln tote Figur herausbrachten. Trotzdem tragen diese Aktfiguren Chodowieckis nicht eigentlich den Stempel seiner Persönlichkeit; er selbst legte auch nur auf die Uebung und nicht auf die angefertigten Blätter einen Werth, wie er denn, sparsam genug, das Zeichenpapier nicht selten auf beiden Seiten für sie benutzte oder sie auch auf die Rückseiten anderer Arbeiten setzte.

Für Bildnisse, die billiger und größer werden sollten als die Miniaturen, wählte Chodowiecki gewöhnlich auch den Rothstift, allenfalls ergänzt durch schwarze und weiße Kreide, und die Schräffirung; mit dem Blei arbeitete er wohl nur in früheren Jahren bei Vorarbeiten für Miniaturen, und wenn kleine Bildnisse en face oder in Dreiviertelprofil verlangt worden. Er beschränkte sich meist auf Brustbilder ohne Hände und gewöhnte sich allmählich daran, die Leute im Profil zu nehmen, wobei er sich zur Erzielung der Ähnlichkeit mit Erfolg des Schattenschnittes als Grundlage der Zeichnung bediente. Schwarzgefüllte Schattenschnitte, also die eigentlichen Silhouetten, mochte er nicht und hat sie nur ganz selten, etwa zum Scherz und mit ganzen Figuren, angefertigt. Es scheint, daß er in Berlin ziemlich der Einzige war, der solche lebensgroße, roth ausschräffirte Profilköpfe lieferte, und daß sie hauptsächlich zwischen 1770 und 1780 in Mode kamen. Ueber hundert Stück sind von ihnen erhalten und bei vielen kann durch die Aufschrift des Namens oder die Datirung die Person des Dargestellten bestimmt werden.

Handlicher als diese großen Profile waren ihre mechanisch ausgeführten und retouchirten Verkleinerungen, die auch billig waren und nicht selten sind; mit der Zeit aber werden auch sie durch eine neue Mode, nämlich durch die weit zierlicheren Bildnißzeichnungen à la Carwell, verdrängt. Diese Technik hatte ein Engländer aus Frankreich eingeführt; sie bestand in der Anwendung von feinem Blei- und Silberstift auf weiß oder bräunlich glänzendem Kartonpapier, wobei Baden und Lippen durch Karmin hervorgehoben, vielleicht auch die Haare mit Aquarellfarbe

leicht tingirt wurden. Chodowicki bediente sich ihrer gern, da sie ihm an die früher geübte und geliebte Miniatur in Format und Aussehen erinnerten, aber wohl nicht sehr oft; daß er die vielen, in mehrere Sammlungen eingedrungenen, Strich für Strich getretenen Kopien einer großen Anzahl seiner Radirungen in einer ganz ähnlichen Technik selbst angefertigt habe, ist völlig ausgeschlossen. Ob diese geistlosen und ungemein zeitraubenden Arbeiten in seiner künstlerisch sehr thätigen Familie entstanden oder von ganz fremder Hand sind, kann hier nicht untersucht werden. Thatsächlich aber wurden viele Zeichnungen Wilhelms Chodowickis, des Sohnes, für die des Vaters ausgegeben, mit denen sie äußerlich manche Ähnlichkeit haben; und eben so wenig fehlt es an ganz unwahrscheinlichen Unterschreibungen und Fälschungen aller Art, die dem Namen des Meisters nur zur Ueberschreibe gereichen.

Fügen wir hinzu, daß Chodowicki von Zeit zu Zeit seine Angehörigen zeichnete und in heiterer Gesellschaft nicht selten Karikaturen der Anwesenden improvisirte, so wäre damit ein Ueberblick über seine Thätigkeit als Bildnißzeichner gegeben. Da aber mehr als alles Andere der Mensch mit dem Ausdruck seines Charakters und seiner Stimmungen ihn fesselte, so beschäftigte er sich, über das Bildnißzeichnen hinaus, auch gern mit physiognomischen Studien, für die Sabater die Anregung gab und Verwendung fand; ja, er wagte sogar den Versuch, der freilich scheiterte, Charakterköpfe für einen Unterricht im seelischen Ausdruck zu komponiren. Ob er selbst die Grenzen seiner künstlerischen Fähigkeit kannte, bleibt dabei zweifelhaft; aber für sein Zeitalter, an dessen Kunst immerhin recht viel Banalitätes haftete, ist charakteristisch, daß man eigentlich nur für technische Fesler und nicht für die Beleidigungen des höheren Schönheitsgefühles ein Auge hatte. Hand doch, zum Beispiel, weder Chodowicki noch sonst Jemand etwas Bedenkliches daran, daß er, der Miniaturist, die Zeichnungen für eine Anzahl der Reliefs und Kolossalfiguren am Französischen Dom auf dem Wendarmenmarkt in Berlin lieferte oder gar mit einer gezeichneten Skizze in der Konkurrenz um das Reiterdenkmal Friedrichs des Großen auftrat.

Selbständige (nicht zum Stich bestimmte) größte Zeichnungen historischen und genrehaften Inhaltes hat Chodowicki nicht oft und eigentlich nur in seinen letzten Jahrzehnten ausgeführt. Er bediente sich zu solchen Arbeiten der bunten Kreiden, und zwar entweder der sogenannten *trois crayons* (schwarz, roth und weiß) oder der ganzen Farbenskala, mit der er sich gelegentlich amüsirte, eine pastellartige Wirkung zu erzielen. So unerfreulich die meisten dieser so ganz chodowickisch gepreigten und leeren Blätter sind, so anmuthig wirken die aquarellirten Zeichnungen im Kleinen, ihm geläufigen Format, mit denen er, galant, heiter humoristisch oder freundschaftlich gestimmt, die Albums füllte, die man ihm vorlegte, oder sonst die Leute beglückte, denen er Wohlthollen schenkte.

Das Unmittelbare, das in jeder Handzeichnung eines Künstlers wie in der Handschrift jedes Menschen liegt, läßt uns tiefe Einblicke in Chodowickis Seele thun und lehrt uns den ganzen Umfang seines Sinnes und Trachtens ermessen. So erkennen wir ihn dankbar als einen Mann, der aus den Schranken seiner Zeit, allerdings halb unbewußt und nur tastend, hinausstrebte; der einer natürlichen Empfindung zu schönem Ausdruck verhalf, mit Aufrichtigkeit nach schlichter Wahrheit suchte und dadurch Tausenden, die neben ihm irrten oder nach ihm sein Werk genießen, den Weg zum Fortschritt in der Kunsterkenntniß ebnete.

Professor Dr. Wolfgang von Dettingen.

Die rosenrothe Flagge.

Die rosenrothe Flagge. Tagebuchdichtung von Margarethe Wolff-Meeder.
Karl Reizner. Dresden.

Zufällig kam mir dieses Buch einer unbekanntenen jungen Schriftstellerin gleichzeitig mit dem Heft der „Zukunft“ in die Hand, das Karl Schefflers geistreichen Aufsatz „Die Frau und die Kunst“ brachte, so daß ich das Eine in unwillkürlicher Beziehung auf das Andere las. Scheffler will, wie die Zukunftsteiler sich erinnern, zeigen, daß die Natur der Frau mit künstlerischer Produktion unvereinbar sei. Wo eine Frau sich an künstlerisches Schaffen verleihe, werde sie männlich. Selbst bei reinen Talenten, die sich zur Höhe selbständiger Produktion erheben, wie (ich nenne hier nur die von Scheffler herangezogenen Dichterinnen) George Sand und Anette von Droste-Hülshoff, könne doch von einer Richtung gebenden Leistung in keinem Fall die Rede sein. Die moderne Künstlerin sei nur wirtschaftlich zu verstehen; in der ganzen antiken Kunstwelt sei die Frau gar nicht denkbar. (Aber war Sappho nicht sogar eine Richtung gebende Dichterin des Alterthumes mit ihrer sapphischen Strophe?) Mag sein, daß auch bei den genialsten dichtenden Zeitgenossinnen, Selma Lagerlöf, Helene Böhlau, Ricarda Huch, Lou Andreas-Salomé und Anderen, von Richtung gebenden Leistungen nicht geredet werden kann; doch repräsentiren die Leistungen dieser Frauen selbständige künstlerische Werthe, die man sich aus der Literatur unserer Zeit nicht fortdenken mag. Denn abgesehen von ihrer Bedeutung für die Kunst geben sie Abbilder des Lebens, von der weiblichen Warte aus gesehen, und damit Etwas, das die höchstehende männliche Kunst nicht geben kann. Was die geniale Frau über sich selbst und das Leben aus sagt, scheint mir die werthvolle Ergänzung Dessen, was der Mann sagt. Ob sie leichter oder schwerer, besser oder minder gut redet, ist unwesentlich gegen das Eine: daß sie wirklich aus sich selbst heraus redet. Und Das gilt auch von Frauenbüchern, die nicht entfernt die künstlerische Höhe der großen Talente und Individualitäten erreichen. Bücher, in denen Phantasie- und Gemüthsleben feinsinniger Frauen zum Ausdruck kommt, mag man vom dogmatischen Kunststandpunkt aus einschätzen, wie man will: für uns bedeuten sie einen Zuwachs an Erhebung, innerer Befreiung, Erquickung. Denn natürlich wissen Frauen einander Manches zu sagen, was Männern nicht einfallen würde und was sie wenig angeht. Damit will ich weiblicher Kunstschafferei nicht das Wort reden. Alles Unedle ist werthlos. Man darf keine falsche Note spüren. Es ist gerade die unversälfchte Fraulichkeit, die mich in der anspruchslosen Erzählung von der rosenrothen Flagge so herzlich erfreut hat. Jugendschmelz, Unschuld, Lieblichkeit, Feinheit des Empfindens, mitfühlende Güte: das Alles spricht aus Margarethe Wolffs Buch. In seinen Liebenswürdigkeiten und kleinen Schwächen ist es weiblich im besten Sinn; intensiv weiblich. Und darum sehr sympathisch. So wenig ich den seelenvollen Gesang einer Jenny Lind, das seelenvolle Spiel einer Cleonora Duse aus dem Kunstleben missen möchte, so wenig will ich den Niederschlag weiblichen Seelenlebens im Schriftthum missen. Wenn das Weib auch nur sich selbst giebt, statt einer aus mäßevoll errungener Erkenntniß künstlerischer Gesetze erworbenen Formvollendung, so giebt sie sich doch eben oft, wie Scheffler sagt, mit einer solchen Fülle der Liebenswürdigkeit ihrer weiblichen Natur, daß es „beinahe“ wie Genialität wirkt.

Bärenfels im Erzgebirge.

Frieda Frein von Bälou.

Reichsbankgiro.

Die Reichsbank sucht ihre Position zu stärken. Da alle Mittel, die diesem Zweck dienen sollen, sich zunächst gegen das mobile Kapital oder gegen die Leute, die es brauchen, richten, erwachsen ihr neue Feinde. Wegen ihre Diskontopolitik wehrt sich Handel und Industrie; und auch der neueste Versuch, die Barmittel zu vermehren, der Beschluß, eine Erhöhung der Mindesteinlagen von den Girokunden zu fordern, wird fast überall getadelt. Und doch hat das Reichsbankdirektorium die Maßregel offenbar sehr reiflich erwogen und sich nur unter dem Druck einer Zwangslage dazu entschlossen. Scheitern sollte man die Herren also nicht. Nur ruhig prüfen, ob dieser Schritt ans Ziel führen kann. Ich fürchte: Nein. Was bedeutet der Giroverkehr für die Reichsbank? Ungefähr, was die Blutcirculation für den menschlichen Körper bedeutet. Die Girogelder (um einen im Bankgeschäft gebräuchlicheren Ausdruck zu verwenden: die Depositen) bieten den Unternehmungen der Reichsbank die feste Grundlage. Sie ermöglichen ihr erstens die Ausdehnung ihres wichtigsten Geschäftes, aus dem ihre Haupteinnahme fließt: des Ankaufes von Wechseln; und erlauben ihr zweitens, den Notenumlauf nach Bedarf zu steigern. Die Notensteuer würde die Reichsbank noch viel härter drücken, wenn die Giroguthaben, also die in der Bank arbeitenden fremden Gelder, nicht von Jahr zu Jahr angewachsen wären. Den großen Kreditinstituten bieten die Kreditoren und Depositen, deren Posten oft weit über das Aktienkapital hinausgehende Beträge aufweisen, beträchtliche Mittel, mit denen sie arbeiten können; nur natürlich, daß die Reichsbank in der Verfügung über fremdes Kapital nicht hinter den Großbanken zurückbleiben möchte. Man sagt denn auch: Konkurrenzwünsche haben die neue Maßregel diktiert; das private Bankgeschäft soll noch mehr geknebelt werden; die Reichsbank will die Leute zwingen, öfter als bisher Wechseldiskontierungen und Lombardgeschäfte durch sie ausführen zu lassen, und verlangt die Erhöhung der zinsfreien Einlagen, weil dadurch viele kleinere Kapitalisten gezwungen würden, häufiger Wechselkredit in Anspruch zu nehmen. Wäre den Köpfen der Reichsbankdirektoren wirklich dieser seltsame Plan entsprungen, so dürfte man den Herren zurufen: „Wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen“. Wegen allzu reichliche Ausnützung ihres Wechselkreditbesitzes sucht sich die Reichsbank bekanntlich mit ihrer Diskontschraube zu schützen; sie will die Anlagen in Wechseln also nicht zu groß werden lassen. Und nun sollte sie eine Maßregel beschließen, die den nicht gewollten Effekt doch herbeiführen muß? Unwahrscheinlich. Man darf der Reichsbank nicht vertrauen, sie wolle sich recht viele Wechselkunden verschaffen, um dann einen Grund zu haben, den Diskontsatz zu erhöhen und der im Reize zappelnden Kundschaft hohe Zinsen abzunehmen. Die hochworne Handelskammer, die sich besonders zornig geberdet, ist mit der Begründung ihres geharnischten Protestes sicher im Unrecht. In ihrem Schreiben an den Deutschen Handelstag (der beim Reichskanzler oder beim Reichsbankdirektorium interveniren soll) sagt sie, man „vermuthet“, die Reichsbank wolle die Inhaber der Girokonten zwingen, mehr als bisher ihre Wechsel bei der Reichsbank zu diskontiren. Der Wechselverkehr solle wieder mehr der Reichsbank zugeworfen werden; die neue Bestimmung richte sich also auch gegen das private Bank-

geschäft, insbesondere gegen die großen Banken. So spricht eine Repräsentantin des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, der ein Hauptkontingent der Wechselkontenteure stellt und die intimsten Beziehungen zu den Großbanken hat. Ob die Melodie, die da gespielt wird, aus der berliner Behrenstraße stammt? Die Großbanken selbst wollen sich über die neue Verfügung wohl nicht äußern; aber via Bochum, Essen oder Dortmund läßt sich schon ein Wortlein riskiren. Solche Auseinandersetzungen dürfen das Urtheil des Unparteiischen aber nicht bestimmen. Männern von der Erfahrung Deterer um Koch eine platte Dummheit oder eine grobe Unaufrichtigkeit zuzutruuen, scheint mir immer thöricht. Und die Thatsache, daß Banken und Wechselkunden gegen das Centralinstitut neuen Groll hegen, beweist noch nicht, daß die Maßregeln dieses Institutes auch den Tadel des objektiven Beobachters verdienen.

Die Reichsbank kann, mit ihren über das ganze Reich vertheilten Zweiganstalten (heute etwa 450), Zahlungen von Ort zu Ort vermitteln, ohne daß zu diesem Zweck bares Geld in Umlauf gesetzt zu werden braucht. Die moderne Volkswirtschaft fordert einen möglichst bequemen Geldübertragung- und Ausgleichsverkehr und diesem Erforderniß kam die Reichsbank mit der Ausgestaltung ihres Girobetriebes entgegen. Das Verfahren besteht darin, daß ein Betrag dem Konto des einen Girokunden belastet, dem des anderen gutgeschrieben wird. Die Vermittlung von Zahlungen geschieht also durch einfache Umschreibung; und da die Reichsbank nicht mehr, wie früher, nur Zahlungen von Kunden am selben Platz, sondern Ausgleichungen von einem Bankplatz zum anderen in dieser Weise besorgt, ist sie zu einer im Mittelpunkte des gesammten deutschen Geschäftsverkehrs stehenden Verrechnungstelle geworden. Ein strasburger Kaufmann will an den Geschäftsfreund in Königsberg eine Zahlung leisten. Beide haben Girokonten bei der Reichsbank. Der Strasburger weist auf einem rothem Cheq nun die Reichsbankstelle der wunderschönen Stadt an, sein Konto mit der zu zahlenden Summe zu belasten und sie dem Konto des Königsbergers gutzuschreiben. Das geschieht durch Anzeige an die Filiale der Reichsbank in Königsberg. Damit ist der Zahlungsausgleich erledigt, mag es sich dabei um hundert Mark oder um eine Million gehandelt haben. Das Geld läuft also nur durch die Bücher der Reichsbank; und der Bedarf an Metall- oder Papiergeld wird dadurch wesentlich vermindert. Wäre es diesen Verrechnungsverkehr nicht, so müßte der Notenumlauf viel größer sein und die Reichsbank hätte noch mehr Schwierigkeit, die Goldbedeckung nicht zu kurz werden zu lassen. Auch wird das Hartgeld, wenn es im großen Zahlungsverkehr entbehrlieh ist, nicht so rasch abgenützt; und der Giroverkehr spart die Mühe und Kosten anderer Geldbeförderung. Die Geldknappheit, die uns mit ihrem Gesolge hoher Zinssätze jetzt belästigt, wäre wahrscheinlich ein chronischer Zustand, wenn der Giroverkehr der Reichsbank fehlte. Für die Bedeutung dieses Verkehrs zeugen die Ziffern. Der Gesamtumsatz im Giroverkehr der Reichsbank stieg von 17 Millionen im Jahr 1876 auf 84 Milliarden im Jahr 1894; er betrug im Jahr 1900 163 Milliarden und kam 1905 auf 223 Milliarden; in den ersten neun Monaten des Jahres 1906 hat er noch um 30 Milliarden zugenommen. Solche Steigerung wäre freilich undenkbar, wenn sich nicht in diesen Monaten die Nothwendigkeit umfangreichen Ausgleiches, besonders großer Schuldbedeckungen ergeben hätte. Einerlei. Diese enormen Umsätze verschaffen der Reichsbank einen stattlichen Betrag zinsfreier Depositengelder, mit denen sie ihre Wechseltransaktionen und andere Geschäfte durchzuführen kann.

Jeder Inhaber eines Girokontos ist verpflichtet, bei der Reichsbank ein Minimalguthaben zu hinterlegen, für das er keine Zinsen erhält; die Reichsbank verfügt unentgeltlich darüber und wird so für die kostenlose Besorgung des Giroverkehrs entschädigt. Sie berechnet für die Umschreibungen von Konto zu Konto keinerlei Spesen; da nun aber die als Äquivalent dienenden zinsfreien Giroguthaben nicht im richtigen Verhältniß zum Giroumsatz gewachsen sind, kommt die Reichsbank heute bei dem Geschäft nicht mehr auf ihre Kosten und hat deshalb den Betrag der Mindesteinlage erhöht. Die Giroeinlagen werden meist gerade dann nach Möglichkeit verringert, wenn die Reichsbank ohnehin harte Anforderungen des Marktes zu befrriedigen hat. Das ist der Centralleitung natürlich läßig. Im vorigen Jahr war zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Bestande der Giroguthaben, bei einem Durchschnittsbestand von rund 300, eine Differenz von über 200 Millionen Mark. Solche Schwankungen erschweren dem Direktorium die Dispositionen. Jetzt soll also wenigstens der Mindestbetrag erhöht werden. Die Höhe der Minimalguthaben, über die das Institut frei verfügt, schwankt zwischen 1000 Mark und mehreren Millionen; um die neue Basis für die Mindesteinlagen festzustellen, soll berechnet werden, wie viel die Bank an jedem Girokunden im Diskont- und Lombardgeschäft verdient; und diese Summe soll von dem festzusetzenden Betrag zu Gunsten des Einlegers abgezogen werden. Da die Berechnung wohl noch ein Weilchen dauern wird, bleibt den Girokonteninhabern eine Galgenstrick, bis die Forderung der Nachzahlung an sie herantritt. Auch will die Reichsbankverwaltung ihnen dabei möglichst weit entgegenkommen. Thut nichts: sie wird gescholten. Gerade jetzt, wo das Geld so knapp und theuer ist, ärgert sie uns auch noch damit! Einem kleinen Geschäftsmann kann es natürlich nicht gleichgültig sein, ob er 1000 oder 2000 Mark zinsfrei festlegen, vielleicht mehr Wechselkredit fordern und hohe Zinsen dafür zahlen muß. Die Vertteuerung und Erschwerung des Giroverkehrs kann bewirken, daß viele Kunden von der Reichsbank abspringen und ihr Geld lieber in andere Banken tragen, von denen sie Zinsen dafür erhalten. Das dürfte besonders von der kleinen Kundschaft gelten; kapitalkräftige Leute haben meist schon jetzt bei der Reichsbank Einlagen, die über die Mindestgrenze hinausgehen. Verküert die Reichsbank aber eine große Kundenzahl, dann vermindern sich ihre disponiblen Varmittel; und je geringer diese Mittel sind, desto näher liegt die Gefahr der Diskonterhöhung. Die Reichsbank hat durch die Ausgestaltung des Giroverkehrs sehr große Bargeldsummen für den Verkehr entbehrlich gemacht; mit den in ihren Kassen angesammelten Beträgen konnte sie den Banknotenumlauf regeln und dabei für ein gesundes Verhältniß zur metallischen Deckung sorgen. Die Vortheile des Giroverkehrs dürften unter keinen Umständen in Frage gestellt werden. Verschlechterte Organisation des Geldumlaufes und ständig hoher Wechselzinsfuß: Das wäre schlimm. Mit Entrüstung und Wuthgeheul ist in diesen nüchternen Dingen nichts gethan. Wie die Geldknappheit, die uns schon in einer Zeit der Hochkonjunktur so unbequem ist, auf die Dauer unsere Wirtschaft schwächen müßte, braucht nicht erst bewiesen zu werden. *Caveas consules!* Rückficht auf ihre Anteilsbesitzer und deren Dividenden darf die Reichsbank in einer so wichtigen Angelegenheit nicht bestimmen. Sind die verantwortlichen Leiter wirklich ganz sicher, daß die Vertteuerung des Giroverkehrs den Nutzen bringen wird, den sie von ihr erwarten?

Ladon.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten Constructions. **Strassenlocomotiven** und **Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Spe- cialitäten in allen praktischen Größen und zu den mässig- sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Cempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623.

Die Direktion.



Circus Busch

Täglich Abends 7 1/2 Uhr
„Aus der Pussta.“

Original-Manege-Schaustück aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.
1. Act. Die Hochzeit in der Csardas. 2. Act. Die tolle Jagd.

Mons. Romeo: Ueberfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.
(Gewicht 30 Ztr. und 4 Insassen.)

Die grösste Tiger- u. Löwengruppe (noch nie gezeigt)
Auftreten sämtl. neuengag. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesen-Gala-Programm

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit entorbrochenem und Wechselschleifen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlichster Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Sanatorium in Meiningen

in Thüringen für Nervenranke u. Entzehrungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit
familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow. J. 55.

Multiplex

Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
HIERN IM BETRIEB ZU SEHEN

Dieses Patent finden Sie bei den Ver-
tretern der „Multiplex“ Internat. Gas-
zünderges. Berlin W. 9. Diese Ges.
nimmt auf Anfragen gerne die Na-
men ihrer Vertreter an allen Plätzen

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, d. 9./11. **Ein Sommernachtstraum.**

Sonnabend, d. 10. u.

Sonntag, d. 11./11. **Das Wintermärchen.**Montag, d. 12./11. **Der Kaufmann v. Venedig**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Sonnab., d. 10./11. 8 U. Erste Öffentl. Aufführung

Salome von Oskar Wilde.

Sonntag, d. 11./11. 8 U. Dieselbe Vorstellung.

Montag, d. 12./11. 8 U. Absonn.-Vorstlg. Serie I

Gespenster von Ibsen.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Sonnt., d. 11./11. Nachm. 10 U. Bis früh um Fünfe.

Theater des Westens.

Freitag., d. 9., Sonntag., d. 11. u. Montag, d. 12. 7 $\frac{1}{2}$ U.**Der Trompeter von Säckingen.**

(Richard Koennecke als Gast).

Sonnab., d. 10./11. **Schützenliesel**7 $\frac{1}{2}$ Uhr (Fritz Werner als Gast)**Cabaret** Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 9., Sonnabend, den 10., Sonntag,

den 11. und Montag, den 12./11.

Die Condottieri

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, den 9./11. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Undine.**Sonnab. d. 10./11. 7 $\frac{1}{2}$ U.Premiere **Die Fledermaus.**Sonntag, d. 11./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. Dies. Vorstlg.Montag, d. 12./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Fra Diavolo.**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Hollaender.

Bender. Massary. Giampietro.

Josephl. Phila Wolff.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor

Täglich Abends 8 Uhr

Das effektvolle November-Programm

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches Buch Preis M. 1.20. Preisl. 0b. Bücher gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 3/6.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

— Otto

Maassch

1. Etage. Täglich: Künstler-Concert. 1. Etage.

A. Maass'

wissenschaftliche Werke sind führend und leitend auf vielen geistigen Gebieten der Gegenwart. Zus. über 200 Seiten mit über 90 Artikeln, modernst. und interessantest. Inhalt. Preis 3,20 Mk. frk. Zu bez. d. d. Buchhdlg. u. den Verf. A. Maass in Kolberg, Ostseebad.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz. Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 9./11. u. folgende Tage
DER STURM.

Von Shakespeare.

Musik von Engelbert Humperdinck.

Freitag, den 9./11. 8 Uhr.

Sinfonie-Konzert d. Mozartsaal-Orchest.

Sonnabend, den 10./11. 8 Uhr.

Vortragsabend des Kapitan Müller.

Sonntag, den 11./11. 7 Uhr.

Populäres Konzert d. Mozartsaal-Orch.

Komische Oper

Freitag, d. 9./11. 8 U. Hoffmanns Erzählungen
Sonnabend, d. 10. und Montag, d. 12./11. 8 U.

Lakmé.

Sonntag, den 11./11. 8 Uhr. **CARMEN**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, d. 9./11. 8 U. Man kann nie wissen

Sonnabend, den 10. Sonntag, den 11. und
Montag, den 12./11. 8 Uhr.

Ein idealer Gatte.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.

Täglich: Das Provinzmädel.
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 9./11. 8 Uhr. Premiere

Husarenfieber

Die folgenden Tage: **Husarenfieber.**

Sonntag, den 11./11. Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

**Cabaret
Roland von Berlin**

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!
Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Miniaturen-Ausstellung in den Salons Friedmann & Weber

Täglich 7—10 Uhr. Berlin W., Königgrätzerstr. 9. Sonntag 11—2 Uhr.

Klinik (Sanatorium) für **Gallensteinkranke mit Kurhaus** Nieder-Schönhausen
Berlin. (Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung. Idyllischer gesunder Landsaufenthalt zur
Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei. Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage
im Königlichen Park. Beste Verpflegung.

Dr. B. SCHUERNAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

**Metallwaren-, Glocken- u. Fahrradarmaturen-Fabrik
Actien-Gesellschaft vorm. H. Wissner, Mehlis i. Th.**

Mk. 1 000 000.— Aktien

der
**Metallwaren-, Glocken- u. Fahrradarmaturen-Fabrik
Actien-Gesellschaft vorm. H. Wissner, Mehlis i. Th.**

No. 1—1000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Die Aktien sollen am **Donnerstag, den 8. November d. J.** zur Notiz gelangen, und ist der erste Kurs mit etwa 280 pCt. in Aussicht genommen.

Berlin, im Oktober 1906.

Braun & Co.

Haase-Ausschank Prinzenstr. 87.

Nähe Moritzplatz. **Karl Woerz.**

Angenehm. Familienaufenthalt. Vorzügl. Küche u. aufmerksamste Bedienung

Diners und Menus. * 4 neurenovierte Kegelbahnen.

Vereinssaal ca. 100 Personen fassend, sowie kleinere Vereinszimmer.

Haase-Ausschank Rosenthalerstr. 14.

Nähe Bahnhof Börse. Stadtkoch **Hugo Miede,**

Vollständig neurenovierte Restaurationsräumlichkeiten

Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, sowie Kegelbahnen.

Künstler-Freikonzerte Dienstag, Donnerstag und Freitag.

Haase-Ausschank Potsdamerstr. 112 a.

Nähe Lützowstrasse. Oekonom **Hugo Rother.**

==== Angenehmer Familienaufenthalt. ====

Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, ca. 30 Personen fassend.

Diners u. Menus. Vorzüglich gepflegte Biere, sowie gute Küche.

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.**

==== Prospekte auf Wunsch. ====

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — * — Gründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☚



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

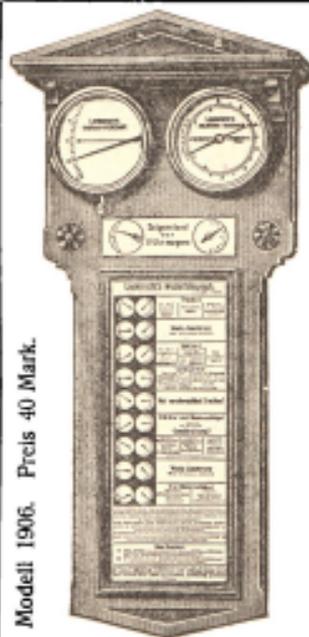
Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrensässen, Schlössern, Villen, Gütern und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnausstattungen.

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Glidine (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drogerien. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Vornehmes Festgeschenk!

36 Stunden vorher

gibt

Original Lambrecht's Wettertelegraph

auf die denkbar einfachste Weise das Wetter bekannt, indem nur die gegenseitige Stellung der beiden Zeiger, welche die drei Hauptfaktoren: Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck anzeigen, in einer Tabelle aufzusuchen und die danebenstehende Prognose einfach abzulesen ist.

Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

Ueber andere Ausstattungen verlange man Gratis-Drucksache No. 358.

Willh. Lambrecht, Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen u. verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschrittsmedaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Busch-Hand-Kameras

Besondere
NEUHEITEN
1906.

| | | |
|----------------|---------|--------|
| Ageb | Kameras | 30-40 |
| Liliput | | 70-130 |
| Doppel-Liliput | | 90-150 |
| Drei-Preis | | 82-118 |

Busch Bis-Telar!
Tele Objektiv höchster
Vollendung.



Busch-Objektiven.

Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen, Kataloge gratis und franko.
Rathenower Optische Ind.-Anstalt, von Emil Busch, I.-G., Rathenow.

Cabinet-Comet
Graeger
Sech
Gold Silber
Zu beziehen durch
alle Weisshandlungen
Carl Graeger
Seid. Kellerei
Hochheim a. M.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag öbern. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. B. N. 205. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Manuskripte

aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften,
Philosophie, Politik, Rassenfragen aus allen
Kulturgebieten, wenn wissenschaftlich gemein-
verständlich, sucht **Thüringische Verlags-
anstalt G. m. b. H., Leipzig.**

Geschäftliche Mitteilungen.

Wir weisen besonders auf die Ankündigungen der Firma With.
Lambrecht in Göttingen hin. Die renommierte Firma betreibt die Anfertigung
von Instrumenten zur Vorausbestimmung des Wetters als Spezialität und
hat sich auf diesem Gebiete einen Weltruf erworben. So wurde ihr auch
im Juli d. J. von der Allgemeinen Hygienischen Ausstellung Wien 1906 das
Ehrendiplom und die Goldene Fortschritts-Medaille verliehen. Als Weihnachtsgeschenke eignen sich die Erzeugnisse dieser Firma ganz besonders.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Literarischen Anstalt
Rütten & Loening in Frankfurt a. M. betr. eine Sammlung sozialpsychologischer
Monographien unter dem Titel:

Die Gesellschaft Herausgegeben von
Dr. Martin Buber.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei des Verlages
Adolf Sponholtz in Hannover betreffend

Der Sumpf (The Jungle) Roman aus Chicagos Schlachthöfen
von Upton Sinclair.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Strasse 15a.

Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht:

Kaiser Wilhelm II und die Byzantiner

von Graf E. Reventlow. — Preis geh. Mk. 3.—, geb. M. 4.—

INHALT: Das Wesen des Byzantinismus. — Eigenschaften des Kaisers — Das Gottesgnadentum. — Religion. — Unkriegerisch. — Herrtentum. — Politik. — Ausländische Vertretung. — Ausland. — Die Presse und der Byzantinismus. — Römische Byzantiner. — Empfänge, Feste, Kunst. — Formen nach oben und unten. — Byzantinische Literatur.

Diese den herrschenden Byzantinismus freimütig beleuchtende Schrift aus der Feder eines Mitgliedes der höheren Aristokratie erregt allgemein berechtigtes Aufsehen, sie bildet das Tagesgespräch der ganzen Nation.

Das Buch ist ein politisches Ereignis.

Numerierte Privatdrucke 1906.

Die Religion des Buddha

u. ihre Entstehg. v. C. Fr. Koopman. 2 Bde.
2 Aufl. 1021 Seit. 20 M. Hfzbd. 24 M.

Monumenta Nobilitatis . . .

Bremisch-Verdischer Rittersaal

v. Lun. Muehard. Folio. 573 Seit. m. 121 Wappen-
abbildg. etc. Bremen 1708. 50 M. Pgt. 55 M.

Geschichte der

Königl. Deutschen Legion

v. Baumisch. 2 Bde. 1285 Seiten mit Plänen u.
8 Taf. kolor. Militärtrachten etc. 1832—37.
30 M. 2 Hfzbd. 34 M.

Prospekte u. Verzeichnisse gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landsbutenstr. 2.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vorträge, Reden und
Schriften sozialpolitischen
und verwandten Inhalts.

Von
Ernst Abbe.

(Bildet zugleich den 3. Band der „Gesam-
mellen Abhandlungen“ v. Ernst Abbe.)

Mit einem Portrait des Verfassers.

Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.

Ein Jungen-Tagebuch

für Altersgenossen, Eltern, Lehrer

Otto der Ausreißer

von Gustav Raumann
& Digneth, u. C. Geiger

Ein Buch, das ernst
genommen sein will
das weder durch in-
haltartum oersilbert,
noch durch breitger-
einte Moral oerflimm-
brögh. M. 3.—
geb. M. 4.—

Verlag C. G. Raumann
in Leipzig.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Witzand.

Café Splendid

Kurfürsten-Strasse 75.

Inh.: Karl Breuer.

Nähe Zoolog. Garten.

Elegantest ausgestattetes Familien-Café

Künstler-Konzerte

unter der Leitung von Ferd. Krusch (Joachim-Schüler).

Grosser Billardsaal (8 Billards)

Jeden Abend frische warme Platten. — Original Wiener Küche.

Eröffnung Mitte November

Pilsener Urquell.

Tucherbräu.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort, Zentralheiz. elektr. Licht, Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

Soeben ist erschienen:

Gustav Frenssen

Peter Moors Fahrt nach Südwest

Ein Feldzugsbericht

210 Seiten 8°. Preis geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von**BREMEN**

nach

AMERIKANew-York über Südamerika über London über Paris

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika-Brasilien-La Plata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben**Norddeutscher Lloyd****Bremen**

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914
„ 7915 Kuxenabteilung.
„ 7916

Telegramme: UIRICUS.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

• VICH, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52. •

Vor vier Wochen erschien das 1., jetzt das 15.-20. Tausend von:

fr. Ad. Beyerlein, Ein Winterlager.

300 S. Auf bestem Federleichte-Dickdruck-Papier.

In künstlerischem Umschlag broschiert Mk. 3,50, eleg. gebunden Mk. 4,75.

„Beyerlein ist durch diese Arbeit zum Poeten geworden. Er hat ein gutes Buch geschrieben; ein sehr gutes sogar. Wie sich aus hundert geringfügigen Einzelzügen klar und sicher ein geschlossenes Ganzes fügt, das hat Beyerlein recht meisterlich gestaltet.“

(National-Zeitung).
„Es sei gerade herausgesagt: „Ein Winterlager“, Beyerleins neuestes Werk, ist auch sein bestes. Es ist die feinsinnige, stimmungsvolle Arbeit eines Poeten.“

(Leipz. Neueste Nachr.)

• Das Buch kann unbedenklich in den Hausschatz der deutschen Familie aufgenommen werden. •

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituales Waschen überflüssig

Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogeri- u.

Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Eisbärfelle sind nicht teurer aber teurer als meine Selbstschneidestelle „Marke Eisbär“; feine Satontropfen, chemisch gereinigt, geruchlos, blenden nicht oder Silbergrau, etwa 1 cm groß 8 Pf. Verlagen 6 u. 7 Pf. bei 3 Pf. Dr. Prof. m. Smetern. fr. W. Helms, Länzmühle 3a, 95 bei Schweerdingen (Südb. Helbe).

Mein neuester

Antiquariats-Katalog Nr. 34

Geschichte

enthaltend in 2960 Nummern eine reiche Auswahl von Werken aus allen Gebieten der Geschichte, darunter u. a. wertvolle Werke aus der badischen und russischen (holländischen) Geschichte, steht auf Wunsch unentgeltlich und postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh. (Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflößen, das persönliche Leben zu erweitern (Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphologische Praxis seit 1890). Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarabdingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und sämtlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt

Herbst- u. Winterkuren.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreibersbau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugnissen der Neuzeit eingerichtete, Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Sechste 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückernstr. 119.

Fast

**1/2 Million Mark für Zoll und Fracht
nur auf Weine der Champagne!**



Für die im I. Halbjahr 1906 zur
Herstellung unserer Marke

Henkell Trocken etc.
eingeführten Weine der Cham-
pagne zahlten wir dem Staate an
Zoll und Fracht die Summe von
fast 1/2 Million Mark (genau
M 420,904.33).

Wieder ein Beweis für die über-
all bekannte Tatsache, dass wir
keine Kosten scheuen, um stets
nur das Beste den Gönnern
unserer Marke zu sichern.

HENKELL & Co., MAINZ

Gegr. 1832.